Nr. 23 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zł. Sonntag, den 27. Januar 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Złoty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zły. Anzeigen unter Text 0.60 Zły. von außerhalb 0.80 Zły. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 1. cr. 1.65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

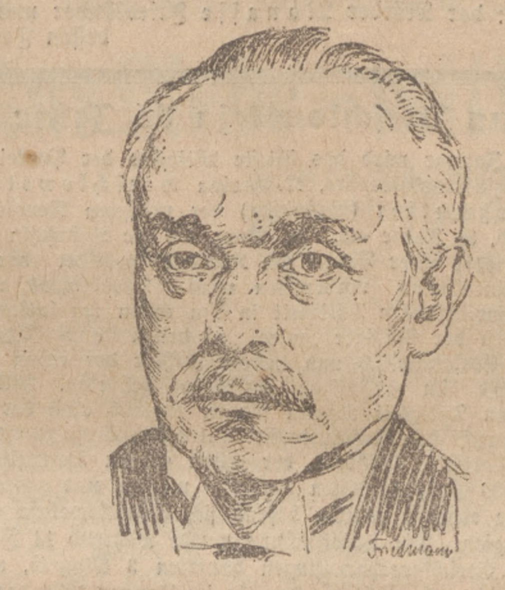
Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Keine Regierungsumbildung im Reich

Interfraktionelle Verständigung über den Haushaltungsplan — Das Zentrum wünscht drei Minister — Preußen soll die große Koalition schlucken — Vorläufig wird „nur" verhandelt

Berlin. Nachdem der Reichskanzler am Donnerstag hauptsächlich Besprechungen mit Vertretern der Sozialdemokraten hatte, setzte er im Laufe des Freitags seine Unterhaltungen mit Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien fort, wobei auch Besprechungen mit Vertretern des Zentrums, der D. V. P. und der Demokraten gepflogen wurden. Es handelt sich hierbei nicht um Verhandlungen der Regierungsumbildung, sondern lediglich um Sondierungen, ob es Zweck hat, in Verhandlungen einzutreten. Auch unter den Parteien haben bisher keine Besprechungen stattgefunden. Wie man aus parlamentarischen Kreisen hört, hält das Zentrum nach wie vor daran fest, im Falle einer Regierungsumbildung drei Ministerien zu besetzen. Ebenso hält die Deutsche Volkspartei ihre bisherige Forderung aufrecht, daß eine Regierungsumbildung im Reiche nur gleichzeitig mit einer solchen in Preußen erfolgen könne. Völlig ungeklärt ist auch noch die Haltung der Bayrischen Volkspartei. Jedenfalls ist man von einer Regierungsumbildung noch weit entfernt.

Mehr Aussicht auf Verwirklichung hat dagegen der Vorschlag, einen Interfraktionellen Ausschuß der hinter der Regierung stehenden Parteien zu bilden, um eine Verständigung über die zu erledigenden Fragen, insbesondere den Haushalt und die Deckungsvorlagen von Fall zu Fall herbeizuführen. Von demokratischer Seite wird erneut darauf hingewiesen, daß man es aufrichtig begrüßen würde, wenn ein solcher Ausschuß gebildet werden würde. Allgemein glaubt man jedoch, daß Verhandlungen hierüber nicht vor Dienstag in Fluß kommen werden.



Gesandter z. D. Hildenbrand

der von 1918—1924 Württembergs Gesandter in Berlin war, feiert am 30. Januar seinen 65. Geburtstag. Dem Reichstag gehört er als Abgeordneter der Sozialdemokratischen Partei an.

Amerikas Flottenrüstungen

Der Kampf um das Rüstungsprogramm — Für eine Seemächtekonferenz

Neuyork. Die Befürworter der amerikanischen Flottenbauvorlage im Senat machten einen Gegenangriff auf den Vorschlag Borahs, der sich für die Einberufung einer Seemächtekonferenz eingesetzt hatte, die die Rechte der Neutralen besprechen soll. Bis zu dieser Konferenz will Borah eine Rüstungspause im Flottenbauprogramm eingetreten wissen. Die Anhänger einer starken amerikanischen Flotte erklärten dagegen, daß Entwaffnungs- und ähnliche Tagungen zwecklos seien. Die Abrüstungskonferenz 1921 habe dies bewiesen, denn sie habe Amerika verpflichtet, bereits gebaute Schiffe zu vernichten, während England und Japan nur noch auszuführende Schiffsbaupläne unausgeführt lassen sollten. Der Republikaner Hale setzte sich für die Aufrechterhaltung der Zeitklausel ein, wodurch die Regierung ermächtigt wird, in den Jahren 1929 bis 1931 jährlich fünf Kreuzer zu bauen. Senator Borah sprach sich gegen diese Zeitgrenze aus, weil er Verhandlungen mit England über seinen Antrag bis zur nächsten Konferenz im Jahre 1931 für wünschenswert hält. Bis dahin soll nach Borahs Ansicht der Kreuzerbau eingestellt werden.

Wie verlautet, ist die Regierung bereit, den Zusatz zur Kreuzervorlage anzunehmen, der den Vorschlag Borahs zur Einberufung einer Seemächte-Konferenz vorsieht. Dieser Zusatz soll Amerika jedoch keinerlei Vorschriften bezüglich des Kreuzerbautermins machen.

Habib Ullah in Bedrängnis

Empfang der Diplomaten — Große Erregung in Kabul — Aman Ullah vor den Toren

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, ist Kabul durch den Vormarsch von Truppen eines Aman Ullah ergebenen Stammes im Norden bedroht. Die Vorhut Habib Ullahs ist bereits geschlagen und habe große Verluste erlitten. Die englische Gesandtschaft bereite sich zur Räumung Kabuls vor. In Kabul herrsche große Unruhe, da man Ausschreitungen befürchte.

*

Kairo. Nach hier vorliegenden halbamtlichen Nachrichten aus Kabul über die politische Lage in Afghanistan wurde am Donnerstag in Kabul das Außenministerium wieder eröffnet. Verschiedene Gesandte haben mit dem neuen König Habib Ullah Rücksprache über die letzten Beziehungen zwischen Afghanistan und anderen Großmächten genommen. Der König Habib Ullah empfing den englischen Gesandten und auch den englischen Militärattachee, mit denen er eine längere Unterredung über die politischen Beziehungen zwischen England und Afghanistan hatte. Die radiotelegraphische Verbindung zwischen Indien und Kabul ist wieder hergestellt. Der König versicherte den ausländischen Vertretungen in Kabul, daß er sämtliche Maßnahmen zu einem weiteren Kampf gegen Aman Ullah getroffen habe. Nach seiner Meinung wird Aman Ullah mit seinen Truppen eine Niederlage erleiden und gezwungen sein, Afghanistan zu verlassen.

Bessere Aussichten für Aman Ullah?

Kairo. Die politische Lage in Kabul hat sich nicht geändert. Dagegen haben die nördlichen Stämme Afghanistans Habib Ullah den Krieg erklärt und ziehen gegen die Hauptstadt. Die Anhänger Habib Ullahs behaupten, daß diese Stämme von Moskau Unterstützung erhalten hätten.

König Aman Ullah hat einen Aufruf an sein Volk gerichtet, in dem er um die Unterstützung der breiten Schichten der Bevölkerung ersucht. Aman Ullah schwört, daß er nicht eher ruhen werde, bis Ordnung und Ruhe wieder hergestellt seien. Der Stamm Durani hat sich bereits Aman Ullah angeschlossen. In den letzten Kämpfen zwischen den Truppen Habib Ullahs und den Truppen Aman Ullahs wurde der Onkel Habib Ullahs getötet, der eine besondere Gruppe führte. Aman Ullah beabsichtigt, die Militärattachees der ausländischen Gesandtschaften in Kabul zu sich einzuladen.

Ein deutsch-russisches Schlichtungs-Abkommen

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wurde am Freitag im Auswärtigen Amt in Auswirkung des im Jahre 1925 abgeschlossenen Nichtangriffspaktes ein Abkommen über das Schlichtungsverfahren zwischen Deutschland und der Sowjetregierung von dem deutschen Botschafter von Dirksen und dem stellvertretenden Außenkommissar Litwinow unterzeichnet. Das Abkommen sieht die Bildung einer Kommission vor, die aus je zwei deutschen und russischen Mitgliedern bestehen und in der Regel einmal im Jahre zusammentreten soll. Das Abkommen tritt in Kraft, wenn es von beiden Ländern ratifiziert worden ist. Der Wortlaut des Abkommens soll in den nächsten Tagen veröffentlicht werden.

Wahlsorgen?

Die Aktivität eines Teils der polnischen Parteien im Schlesischen Sejm läßt erkennen, daß wir im Vorstadium der Neuwahlen stehen. Die Entscheidung wird wohl nach dem Budgetkampf in Warschau fallen und letzten Endes nach der Beratung des schlesischen Budgets. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser Schlesische Sejm seine einzige und ursächliche Aufgabe, die Schaffung des Statuts, zur inneren Organisation der Wojewodschaft nicht erfüllen wird. Die Parteien haben kein Interesse daran, ein Projekt einzubringen, da die ganze politische Situation ungewiß ist und die Regierung glaubt ihrerseits durch Abwarten ihr Lager stärken zu können und früher oder später ein solches Statut der Wojewodschaft aufzudrücken, welches die schlesische Autonomie aufhebt. Gewiß bedarf diese Autonomie einer gewissen Revision, denn es ist unmöglich, daß hier in Schlesien ein Staat bestehen soll. Aber das hängt am allerwenigsten von den politischen Parteien ab, sondern von der Regierung selbst, die es nicht versteht, solche Voraussetzungen zu schaffen, daß man Vertrauen zu ihr hat. Heute ist es kein Geheimnis, daß das Streben der Regierungskreise nach Beseitigung oder, sagen wir, nach Einschränkung der Autonomie geht, man will sie auf die Stufe der Kreissejms herabsetzen, ihnen also jede politische Bedeutung nehmen. Bei ausgebauten Selbstverwaltungssystemen wäre dies ja auch verständlich, aber bei der Absicht, kommissarische Mehrheiten zu schaffen, um die Volksmeinung zu fälschen, dazu wird sich niemand hergeben wollen und nur so ist es begreiflich, daß selbst Gegner der schlesischen Autonomie unter dem Kurse der Sanatoren zu den heftigsten Verteidigern geworden sind.

Es gibt auch in Arbeiterkreisen große Massen, die verächtlich über den ganzen Sejm denken. Aber sie beweisen doch nur, daß dieser Sejm der Ausdruck ihrer eigenen politischen Unfähigkeit ist. Wäre die Arbeiterklasse genügend politisch reif, der Sejm müßte ihr Gepräge haben und nicht ein nationalistisches Tummelfeld sein, was er faktisch darstellt. Ueber die inneren Kämpfe braucht man sich nicht aufzuregen, denn Prügelszenen, Hinauswürfe, Pultklopfen hat der Schlesische Sejm noch nicht erlebt und solche Vorgänge waren in ganz anderen Parlamenten, selbst im englischen, an der Tagesordnung. Um sein geistiges Niveau kann man streiten; jedenfalls vermag er mindestens so viele Köpfe von Bedeutung aufweisen, wie sie prozentual in großen Parlamenten in Erscheinung treten. Und wenn dieser Sejm so wenig aktiv ist, so liegt das nicht allein an ihm, sondern an anderen Faktoren, die zu untersuchen nicht Aufgabe dieses Artikels ist. Selbst in den größten Parlamenten gehen Parteiwandlungen vor sich, wenn sie auch nicht so drastisch auf Korruption zurückzuführen sein mögen, wie man dies von den Parteikonstellationen im Schlesischen Sejm annimmt, was man vielfach nicht beweisen kann. Wenn wir diese Tatsachen feststellen, so absolut nicht dazu, um etwa dem Schlesischen Sejm ein Ehrendenkmal zu setzen, sondern objektiv Schuld und Sühne nachzuprüfen, und dann fällt auch das Urteil weit milder aus, als es sich auf den ersten Blick gibt.

Jedes Parlament ist der Ausdruck der Volksmeinung, wenn auch eine geschickte Propaganda sie fälschen kann, was gerade während der letzten Wahlen zum Warschauer Sejm erwiesen wurde. Nun stelle man sich die Psychologie der Plebiszitzeit vor, unter welcher dieser Sejm der Wojewodschaft gewählt wurde und man kann daran auch die Qualität der Abgeordneten ermessen. Daß der Schlesische Sejm aber noch zusammen ist, ist nicht seine Schuld, sondern Schuld der Regierung, die aus rein nationalen Gründen Neuwahlen möglichst hinauszuschieben sucht, um den offenen Charakter der Bevölkerung der schlesischen Wojewodschaft nicht zeigen zu müssen. Ob dies staatspolitisch klug ist, das wollen wir nicht untersuchen, jedenfalls zeugt es von großen Sorgen und ist ein Beweis dafür, daß es den Trägern des Sanatorenkurses nicht gelungen ist, die breiten Massen an den heutigen Zustand zu ketten, sondern vielmehr haben sie immer weitere Kreise, selbst rein polnische, von sich gestoßen. Diese Tatsache ist bekannt und sie soll nun mit allen Mitteln auf rein nationale Momente getrieben werden. Erst restlose Polonisierung und dann Neuwahlen ist der Gedanke, der die politischen Kreise beschäftigt. Man kann darum auch Anträge, wie zum Beispiel den betreffend der „reichsdeutschen Ingenieure" verstehen. Aber unseres Erachtens nach haben gerade die Großindustriellen die allerwenigste Ursache, sich darüber aufzuregen, denn die Großindustrie könnte längst gesäubert sein, wenn man sich entschlossen hätte, Oberschlesier in verantwortliche Posten zu

bringen, besser gesagt, fähige Köpfe aufrücken zu lassen. Statt dessen hat man lieber Ausländer eingestellt, gegen die jetzt der Kampf betrieben wird. Wir bekämpften den Antrag der Janitzki und Konsorten nicht aus nationalen Gründen, sondern aus der einen Tatsache heraus, daß er der „Deutschenhetze“ Vorschub leistet. Wenn man polonisieren will, dann aber nicht nur bei den deutschen, sondern bei allen Ausländern den gleichen Maßstab anlegen. Das ist nicht erfolgt und aus diesem Grunde bleibt der Antrag ein Stück Hetzarbeit gegen das Deutschtum; dieser Umstand war für uns auch maßgebend, als wir für die Ueberweisung nach Warschau stimmten.

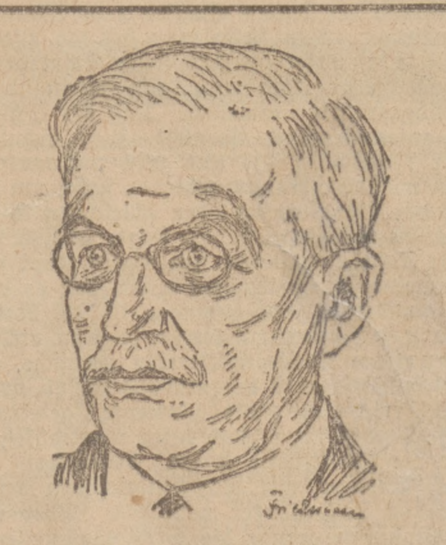
Wir möchten also grundsätzlich unterstreichen, daß die Wahlvorbereitungen im Zeichen der restlosen Polonisierung stehen. Und wenn man von Polonisierung oder um ein oft mißbrauchtes Wort zu gebrauchen, von der „Rettung des Polentums in Polen“ spricht, dann steigern sich die patriotischen Gefühle bis zur Gluthitze, und nur wenige politische Kreise werden von einer Entdeutschungspsychose frei. Das zeigt sich wieder jetzt in der Beurteilung der Vorzüge im Schlesischen Sejm. Die polnische Presse ist auf eine sogenannte „polnische Einheitsfront“ abgestimmt. Der Einfluß der Deutschen scheint allen politischen Parteien, und das ohne Ausnahme, zu gewaltig. Man hat sich damit noch nicht abgefunden, daß es hier eben Deutsche gibt, selbst solche, die angebliche Renegaten sind, die eben ihrer Ueberzeugung treu bleiben. Und selbst das Haager schiedsgerichtliche Urteil mußte zugeben, daß auf einem Territorium, wie es Oberschlesien ist, ein Wechsel der Nationalität durchaus in den Bereich der Möglichkeit gezogen werden muß. Man soll überhaupt, nach soziologischen Begriffen, die sogenannte Nationalität nicht überspannen. Im Zeitalter der Technik und der Wissenschaft wird sie sehr oft Erscheinung sozialer und ökonomischer Momente und hier wird siegen, wer auf diesem und schließlich noch kulturellen Gebiet mehr zu bieten vermag. Nationale Ueberzeugung ist in Oberschlesisien besonders billig zu haben, das werden sowohl Deutsche als auch Polen, wenn sie den Dingen objektiv gegenüberstehen, ohne Einschränkung zugeben müssen. Und da hier dieweil nationale Ueberzeugung nur eine Frage des Preises oder Vorteils ist, so kann man den sogenannten „Einheitsfrontgedanken“ wohl verstehen.

Es mag sein, daß Druck Gegendruck erzeugt. Er wird sich aber nur politisch und nicht national äußern. Es gab Momente, wo man ernstlich davon diskutierte, eine Einheitsfront von Pant bis Korfanty, einschließlich der deutschen und polnischen Sozialisten, zu schaffen, gegen die Front der sogenannten moralischen Sanation. Dieses Kuriosum hat man vernünftigerweise aufgegeben, wiewohl man sie für die Zukunft doch im Falle eines restlosen Kampfes um Demokratie und Parlamentarismus nicht ganz aufgeben kann. Es klingt absurd, aber wer Politik auf weite Sicht treiben will, darf nie ein bedingtes „Nein“ aussprechen, sondern alle Mittel erwägen, die schließlich doch einen Erfolg im Interesse der Rettung der Demokratie ermöglichen. Wir sprechen diese Gedanken also in einer Untersuchung der Verhältnisse aus, man unterschiebe uns also zunächst nicht, daß wir für ihre Verwirklichung etwa schwärmen. Schließlich ist dieses Problem nicht von uns aufgerollt worden. Aber sowohl in der sozialistischen „Gazeta Robotnicza“, als auch in der „Polonia“ haben sich die Artikel gezeigt, die auf eine „Rettung des Polentums in der Wojewodschaft“ hintreiben, also eine solche Einheitsfront in den Bereich politischer Möglichkeiten ziehen. Und es ist kein Geheimnis, daß die Sanatoren unter gewissen Bedingungen auch mit Korfanty gehen werden, wenn es eben um die besagte Rettung des polnisch-nationalen Gedankens geht. Die „Polonia“ hat zu vorzeitig von Annäherungen der Sanatoren an den großen Wojciech Korfanty geplaudert und dadurch den Versuch der Aussöhnung zum Scheitern gebracht. Und erinnern wir uns gewisser strategischer Kämpfe während der Behandlung der Minderheitsschulfrage, so hat diese Anbiederung an die Sanatoren auch die „Polonia“ zeitweilig, wenn auch mit weniger Glück, gepflegt.

Uns überrascht dieser Einheitsfrontgedanke auf den Spalten der „Gazeta Robotnicza“, weil wir auch heut noch der Ansicht sind, daß der bürgerlichen Einheitsfront eine sozialistische gegenübergestellt werden muß. Deutsche und polnische Arbeiter müssen ihren einzigen Feind, das internationale Kapital, gemeinsam schlagen, das ist auch in Polnisch-Oberschlesien der Weg zur nationalen Befreiung. Wenn man es in den Kreisen der polnischen Sozialisten anders meint, so ist uns das etwas überraschend. Gerade der polnische Arbeiter hat in der sogenannten nationalen Einheitsfront genügend Lehrgeld gezahlt und das sollte ihm zu denken geben. —ll.

Arbeitslosendemonstrationen in Kapstadt

Berlin. Nach einer Meldung Berliner Blätter aus Kapstadt kam es am Freitag im Anschluß an eine Arbeitslosendemonstration, die anläßlich der Eröffnung des Parlaments stattfand, im Armenviertel der Stadt zu ernsthaften Ausschreitungen, bei denen ein Bäckerladen geplündert und ein Polizist angegriffen und bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen wurde. Mehrere Schwadronen berittener Polizei mußten eingreifen. Die Unterdrückung des Tumults gelang aber erst, nachdem noch eine Reihe anderer Geschäfte geplündert worden waren.



Pawel Miljukow

der bekannte russische Historiker und liberale Politiker, wird am 27. Januar 70 Jahre alt.

Das Jugenddrama im Berliner Westen

Berlin. Zu der furchtbaren Bluttat, die sich Donnerstag abend im Hause Passauerstraße 4 ereignete, berichtete die Nachtausgabe weiter, daß es der Kriminalpolizei noch nicht gelungen ist, die Umstände, unter denen der Doppelmord sich ereignete, einwandfrei zu klären. Soviel scheint aber bereits festzustehen, daß es sich kaum um eine Affekthandlung, noch weniger aber um Notwehr handelt, wie dies der jugendliche Täter bei seiner gestrigen ersten Vernehmung angegeben hat. Manasse Friedländer hat heute vormittag zugegeben, daß er sich schon seit Wochen, seitdem er den Revolver besaß, immer mit dem Gedanken getragen habe, seinen Bruder, der ihm körperlich überlegen war, bei der nächsten Gelegenheit einen Denkzettel zu geben.

Eine Frage, die noch unbedingt der Prüfung bedarf, ist, ob Manasse Friedländer ganz zurechnungsfähig und für seine Taten voll verantwortlich ist. In diesem Punkte gehen nämlich die Meinungen auseinander. Während er bei der Polizei klare Auskünfte erteilt, und ganz zusammenhängend spricht, wird er von seinem früheren Arbeitgeber und seinen Arbeitskollegen als ein phantastisch veranlagter Wirrkopf geschildert, der sehr oft den Eindruck eines Geistesschwachen machte. Darum mußte er auch aus seiner letzten Stellung entlassen werden.

Waldemar und Manasse Friedländer sind die Söhne eines aus Kurland stammenden Kaufmanns, der sich vor einigen Jahren mit seiner Familie in Berlin niedergelassen hat. Der Vater des erschossenen Földes ist der ungarische Schriftsteller Dr. Artur Földes, der zur Zeit Sekretär des Berliner Ungarnvereins ist. Die beiden Opfer des Mörders waren beide intelligente junge Leute, die vor kurzem erst ihr Abitur gemacht hatten.





Von links: der Mörder Manasse Friedländer und seine beiden Opfer, der jüngere Bruder Waldemar und dessen Freund Tibor Földes.

Katharina Breschkowskaja 85 Jahre alt

Am 26. Januar wird das älteste Mitglied der Partei der russischen Sozialrevolutionäre, Katharina Breschkowskaja, die die Großmutter (Babuschka) der russischen Revolution genannt wird, 85 Jahre alt. In Prag, wo die Babuschka lebt, haben Mitglieder ihrer Partei ein Komitee gebildet das die Feier des Jubiläums vorbereiten wird. Breschkowskaja begann ihre revolutionäre Tätigkeit in den ersten revolutionären Organisationen der siebziger Jahre, zu denen auch Axelrod, Scheljabow, Stefanowitsch und andere Führer der ersten politischen Kämpfe im zaristischen Rußland gehörten. Mit der revolutionären Tätigkeit begann für sie zugleich auch der Leidensweg der russischen Revolutionäre unter den Verfolgungen der zaristischen Polizei. Während der ersten großen Verhaftungen 1874, als 2000 Propagandisten verhaftet wurden und gegen 215 eine Anklage erhoben wurde, befand sich Breschkowskaja unter den Angeklagten. Die Untersuchung wurde während 14 Jahren geführt, die Gerichtsverhandlungen dauerten 3 Monate, wobei Tag und Nacht verhandelt wurde; als im Januar 1878 das Urteil verkündet wurde, waren von den 215 Angeklagten nunmehr 193 am Leben. Dieser Prozeß ist in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung als der Prozeß der 193 oder als der „große Prozeß“ bekannt. Breschkowskaja wurde damals zu 5 Jahren Katorga verurteilt. Mehr als die Hälfte ihres Lebens hat sie in Gefängnissen Rußlands und Verbannungsorten Sibiriens, in der Katorga und Emigration zugebracht; sobald sie in Freiheit war, arbeitete sie unermüdlich als Propagandistin und Agitatorin in der Partei der Narodowolzi, später in der Partei der Sozialisten-Revolutionäre. Als die S. R. 1904 in die Internationale aufgenommen wurden, war Breschkowskaja am Internationalen Kongreß in Amsterdam Delegierte der SR. Von ihrer letzten Verbannung wurde die Babuschka nach der Februar-Revolution am 2. März 1917 auf Erlaß der provisorischen Regierung befreit und nach Petersburg eingeladen. Ihre Reise durch Sibirien und Rußland gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Nach dem feierlichen Empfang in Petersburg wurde ihr im Winterpalais eine Wohnung zugewiesen.

Seit der bolschewistischen Revolution lebt die Babuschka wieder in der Emigration in Prag, wo sie, umgeben von Freunden und Parteigenossen immer noch tätig ist und besonders viel im Hilfsverein für Kinder und Jugendliche der Flüchtlinge mitarbeitet.

Ein Sieg der Trotzkisten?

Trotzki wird nach Moskau überführt.

Wie aus Moskau gemeldet wird, wurden in verschiedenen Arbeiterversammlungen in Moskau, Leningrad, Charkow die letzten Maßnahmen der Regierung gegen die Trotzkische Opposition besprochen. Verschiedene Versammlungen erklärten, daß sie mit den Maßnahmen der Partei nicht einverstanden seien und verlangten, daß die Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Trotzkisten sofort aufgehoben werden. Die Partei wird aber dennoch die Verbannung der Trotzkisten aus Moskau sofort durchsetzen. Die Kommunistische Partei Rußlands hat beschlossen, eine Säuberungsaktion von Trotzkischen Elementen durchzusetzen. Man erwartet, daß die Partei mehrere tausend Mitglieder aus ihren Reihen wegen ihrer Zugehörigkeit zur Opposition ausschließen wird. In der nächsten Zeit wird Trotzki unter strenger Bewachung nach Moskau überführt werden. Sein weiteres Schicksal bleibt bis auf weiteres unbekannt.

Stegerwald Parteivorsitzender des Zentrums

Berlin. In der Freitag-Sitzung der Reichstagsfraktion des Zentrums ist der Abgeordnete Adam Stegerwald zum Parteivorsitzenden gewählt worden.

Amerikas „Staatshund“ gestorben

Neuyork. Lady Boy, ein Hund, der zur Zeit der Amtsführung des Präsidenten Harding im Weißen Haus in „hohem“ Ansehen stand, ist an Altersschwäche gestorben. Seit dem Tode des Präsidenten Harding ist Lady Boy von einem Mitglied des amerikanischen Geheimdienstes mit großer Sorgfalt verpflegt worden. Zu den merkwürdigsten Gewohnheiten Lady Boys gehörte seine Vorliebe für Kaffee mit Zucker und Milch, den er sich jeden Morgen schmecken ließ.

Ghandi wirbt für den Boykott ausländischer Kleidung

London. Nach Meldungen aus Bombay hat Ghandi in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Kongresses von Kalkutta einen Plan für den Boykott ausländischer Kleidung ausgearbeitet. Der Plan sieht vor, daß Freiwillige in allen Städten und Dörfern Indiens von Tür zu Tür gehen, um alle ausländische Kleidung einzusammeln und zu verbrennen. Vor allen Geschäften, in denen ausländische Kleidung verkauft wird, sollen Posten aufgestellt werden. Der Regierung wird die Forderung auf Verbot der Einfuhr ausländischer Kleidung unterbreitet werden.

Weitere Auflösung von Parteien in Jugoslawien

Belgrad. Am Donnerstag wurden gleichzeitig die kroatische Bauernpartei, die ungarische Partei und die Woiwodiner Volkspartei aufgelöst. Die Vertreter der drei Parteien wurden zum Obergespan vorgeladen, der ihnen die amtliche Verfügung mitteilte. Die Kanzleien der drei Parteien wurden durch Polizeibeamte durchsucht, die Schriften und Bücher versiegelt und die Parteibüros gesperrt. Die deutsche Partei ist bis jetzt noch nicht aufgelöst.

Italien rüstet zur See

Rom. In der letzten Sitzung des Ministerrats wurden das Schiffbauprogramm und die Erfordernisse der Kriegsmarine geprüft. Nach einer Aussprache wurde der Bau von zwei Kreuzern zu je 10 000 Tonnen, von zwei Torpedobooten, von vier Torpedobootzerstörern und von fünf Unterseebooten beschlossen. Mit dem Bau der Schiffe wird im Juni begonnen werden.

Vier Kinder mit dem Rasiermesser ermordet

London. In der vergangenen Nacht wurden in einem Schuppen in der Nähe von Romford vier Kinder im Alter von zwei bis sechs Jahren ermordet aufgefunden. Die Londoner Kriminalpolizei forscht nach einem ehemaligen Polizisten Pervy Gray, dem Vater von zweien der Kinder. Die beiden anderen Kinder gehören einer Schwester des gesuchten Polizisten. Es scheint sich um die Tat eines Geisteskranken zu handeln.

Theaterbrand in Rumänien

Bukarest. Nach Meldungen aus Tecuci soll das dortige Stadttheater, in dem sich auch ein Kino befindet, Donnerstag abends bis auf die Grundmauern niedergebrannt sein. Infolge der großen Panik wurden viele Menschen niedergetreten oder erlitten schwere Verletzungen. Unter den Verletzten befinden sich zahlreiche Kinder. Die Ursache des Brandes ist noch nicht bekannt.



Die Frau als Pressechef

Frau Regierungsrat Burthmann wurde — wohl als erste Frau auf solchem Posten — mit der Leitung der Pressestelle bei der Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse betraut.

Polnisch-Schlesien

Es wird immer schöner . . .

Noch aus der letzten Wahlkampagne wissen wir, wie prächtig im polnischen Lager die feindlichen Brüder die schmutzige Wäsche sich gegenseitig wuschen. Danach wurde es einige Zeit still damit, wahrscheinlich schämte man sich doch ein bißchen oder zog es vor aus politischen Rücksichten oder den auf den Parteianhang zu schweigen. Aber ganz beschwichtigen ließ sich der gegenseitige Haß nicht, er schlummerte nur und in der letzten Sejmsitzung brach er ja bekanntlich wieder hervor, mit voller Wucht. Da ist die stinkige und schmutzige Wäsche wieder einmal gründlich gewaschen worden, nur mit dem Unterschied, daß diesmal die Sanatoren die Leidtragenden waren, nicht zu vergessen die Biniszkiewiczianer. Und weiter gewaschen wird sie in der polnischen Presse jetzt täglich. Die Herrschaften begeifern sich gegenseitig derart, daß einem sich der Bauch vor Lachen krümmt. Obendrein erfährt man noch mit was für Ehrenmännern wir es eigentlich zu tun haben.

Da ist der Abgeordnete Szuscik, der einstens behaglich den Hafer aus der Futterkrippe Korfantys fraß, später jedoch, als die Haferportionen immer spärlicher wurden, schleunigst zur Sanacja lief, die mit vollen und fetten Futterkrippen lockte. Dieser Herr Szuscik, er ist nicht schlecht gefahren dabei, denn dick und fett ist er mittlerweile geworden, wollte seinem ehemaligen Brotgeber Korfanty bei der letzten Sejmsitzung auch einiges auswischen. Und so erzählte er denn, daß Wojciech in recht merkwürdigen Geschäften mache. So müssen sämtliche Ingenieure und Direktoren, die er in der oberschlesischen Industrie untergebracht habe, ihm für diese Protektion 15 Prozent ihrer Einkommen berappen.

Was daran Wahres ist, wird wohl schwerlich zu erfahren sein. So viel steht nur fest, daß Wojciech daraufhin mit dem mutig gewordenen Szuscik abfuhr, daß er vom Rednerpult wie eine geknickte Lilie davonschlich. Und heute gibt die „Polonia“ dem bedauernswerten Kerl noch viel mehr. Einen Moralbanditen, Betrüger und Ehrabschneider nennt sie ihn, der sich feige hinter sein Mandat verkrieche, wenn es heißt den Wahrheitsbeweis anzutreten. Wir wollen hoffen, schreibt sie u. a., daß er diesmal den Mut hat und uns gerichtlich belangt. Tut er das nicht, dann schließt er sich selber aus der Reihe anständiger Menschen aus.

Na, wir sind neugierig, ob Pan Szuscik zum Kadi laufen wird. Jedenfalls sind die in der „Polonia“ ausgesprochenen Beleidigungen derart, daß sie sich kein anständiger Mensch gefallen lassen kann.

Aber wer weiß! In der Sanacja gibt es ja genug Kreaturen aller Art, die ein sehr dickes Fell haben und sich womöglich noch etwas zugute halten, wenn sie wegen irgendeiner Schweinerei 3 Monate aufgebrummt erhalten. Da ist von Ehrgefühl nicht viel zu merken.

Aber in der „Zachodnia“ wird man wohl nicht sehr erbaut sein über die Biographie, die Korfanty über ihren Schützling schrieb. Denn dort sitzen Ehrenmänner . . .

Lohnverhandlungen im Handelsgewerbe

Schon Ende November sind die Löhne als auch der Rahmentarif seitens des Deutschen Transportarbeiterverbandes im Großhandelsgewerbe gekündigt worden. Gestern fanden nun in den Räumen der Wirtschaftlichen Vereinigung die Verhandlungen statt. In den Rahmentarif sollte das polnische Urlaubsgesetz eingefügt werden, an Stelle der veralteten Urlaubsbestimmungen werden auf die seit 1. Juni 1928 geltenden Lohnsätze eine 10prozentige Lohnzulage gefordert.

Nach langwierigen Verhandlungen wurden die Lohnsätze um rund 11 Prozent ab 27. Januar 1829 erhöht, während die Verhandlungen über den Rahmentarif noch nicht zu Ende geführt wurden.

Die in diesem Wirtschaftszweig beschäftigten Kollegen werden auf die Aenderung der Lohntafel besonders aufmerksam gemacht und ersucht, die säumigen Arbeitgeber, deren es hier eine ganze Anzahl gibt, welche die Arbeiter um jede Lohnzulage prellen wollen, dem obigen Verband anzugeben.

Die politisierenden Schulmeisterlein

In Kattowitz tagte wieder einmal der Verband polnischer Schullehrer. Aber wie üblich, anstatt sich mit Jugenderziehungs- und sonstigen Berufsfragen zu befassen, wurde feste politisiert und beraten, wie am schnellsten die deutsche Gefahr zu beseitigen sei. Daß dabei die Minderheitsschulen nicht zu kurz blieben, kann man sich ja denken. Doch die meisten Sorgen und den meisten Aerger verursachten den Schulmeisterlein ihre deutschen Kollegen. Es gefällt ihnen nicht, daß diese von einer gewissen Stelle aus monatliche Gehaltszuschüsse erhalten, angeblich vom Deutschen Volksbund. Und deshalb wurde eine Resolution zurechtgestutzt, in der von den Behörden energisch verlangt wird, gegen die Minderheitsschullehrer eine Untersuchung einzuleiten, denn es sei straflich, wenn Staatsbeamte Zuwendungen eines anderen Staates annehmen, die Entschädigungen für eine antistaatliche Propaganda darstellen. Natürlich wird in der Resolution auch die Entlassung der betreffenden deutschen Lehrer gefordert.

Wir wissen nicht, ob es den Tatsachen entspricht, ob die Minderheitsschullehrer irgendwelche Zuschüsse vom Deutschen Volksbund oder einer anderen Stelle erhalten, aber bereits mehrmals haben wir unsere Ansicht über ein bezahltes Deutschtum an dieser Stelle ausgesprochen. Jedoch sind wir der Auffassung, daß die polnischen Schullehrer am allerwenigsten berufen sind, gegen ihre deutschen Kollegen eine Hetzaktion, und das ist der Zweck der Resolution, einzuleiten. Seitdem die Sanacja am Ruder ist, gibt es auch mancherlei Fonds, aus denen nicht zuletzt die polnischen Lehrer profitieren, abgesehen von der Westmarkenzulage. Außerdem gibt es noch gewisse Prämien, über die ja die Herren Schulleiter am besten Bescheid wissen werden. Und sehr zartbesaitet sind die polnischen Jugenderzieher nicht, sie nehmen auch, wo sie können und Gelegenheit haben. Hier sollten sie lieber vor ihrer eigenen Türe kehren, anstatt sich mit politisch. Hetzaktionen zu befassen. Wir dächten, sie hätten andere Dinge zu tun. Die Jugend in Oberschlesien ist genug verwahrlost und verelendet; damit sich gründlich zu befassen, wäre wohl eine schönere Aufgabe. Und dann auch: sich selbst ein klein wenig erziehen zu suchen, denn an Erziehung mangelt es noch ziemlich bei den polnischen Lehrern. Man hört ja fortgesetzt ganz eigenartige Sachen über sie. Wir erinnern nur an den famosen Schulleiter Leszczynski, den die Schulbehörde herauswerfen mußte. Ob es da nicht noch mehr solcher Leszczynskis gibt? Es scheint uns so.

Hilfsstationen für junge Mütter in Polnisch-Oberschlesien

Das polnische Ministerium für öffentliche Wohlfahrt hat durch eine besondere Verordnung die Gemeinden in Polen verpflichtet, öffentliche Beratungsstellen für junge Mütter und Kinder einzurichten. Einige schlesische Gemeinden haben auf diese Verordnung nicht gewartet, da sie bereits schon früher solche Beratungsstellen einrichteten. Die Beratungsstelle für Mütter und Kinder in Myslowitz, die als erste in Polnisch-Oberschlesien eröffnet wurde, besteht bereits das dritte Jahr, während die Verordnung erst seit einem Jahre in Kraft getreten ist. Die zweite Beratungsstelle für Mütter und Säuglinge wurde in Königshütte und später eine solche in Kattowitz eröffnet. Das sind die ersten Beratungsstellen, die noch vor dem Inkrafttreten des Gesetzes über den Säuglings- und Mutterschutz in Polnisch-Oberschlesien gegründet wurden. Nach dem Inkrafttreten des erwähnten Gesetzes, sind alle Gemeinden verpflichtet, solche Hilfsstationen zu errichten. Es dürfte nicht uninteressant sein zu erfahren, was bis jetzt auf diesem Gebiete geleistet wurde. Im großen und ganzen ist bis jetzt nur die gute Absicht in den einzelnen Gemeinden zu notieren, da bis jetzt nur wenige Gemeinden an die Lösung dieser Frage herangetreten sind.

Eine gut eingerichtete Beratungsstelle wurde in der Gemeinde Ruda neu eröffnet, doch gebührt der Verdienst hier weniger der Gemeinde, sondern mehr der Verwaltung der Graf Ballestremschen Bergverwaltung, die die Lokalitäten zur Verfügung stellte. Neben der Beratungsstelle wurde eine Milchküche eingerichtet und zwei Kinderkrippen, die eine mit 15 und die zweite mit 25 Kinderbetten neu eröffnet. Damit hat die Beratungsstelle in Ruda alle anderen Beratungsstellen in Polnisch-Oberschlesien in den Schatten gestellt, da selbst die älteste Beratungsstelle in Myslowitz sich mit dem Schwesterunternehmen in Ruda nicht messen kann. Die zweite Beratungsstelle für Mutter und Kind wurde in Godullahütte neu eröffnet, die ebenfalls eine Milchküche eingerichtet hat und sich gut entwickelt. Kinderkrippen besitzt diese Beratungsstelle keine. In Birkenhain soll demnächst neben der dortigen Beratungsstelle in dem neuen Greisenheim eine Kinderkrippe eröffnet werden. Das wird also die dritte Kinderkrippe in Oberschlesien sein, die bei den Beratungsstellen für junge Mütter geschaffen wurde. Eine neue Beratungsstelle für Säuglinge und junge Mütter wurde in der letzten Zeit in Friedenshütte im neuen Rathaus errichtet, sie wird aber in ein besonderes Gebäude, das erst neu erbaut werden soll, überführt. Weiter wurde in Bismarckhütte eine Beratungsstelle neu eröffnet und daneben auch eine Milchküche eingerichtet. In allen anderen schlesischen Gemeinden denkt man zwar an solche Beratungsstellen, aber wegen Raummangel konnten sie noch nicht eröffnet werden. Die Gemeinde Schwientochlowitz wird in der nächsten Zeit eine Beratungsstelle nebst Milchküche im Rathause aktivieren, bis sich ein entsprechendes Lokal für diese Zwecke findet. Die Gemeinden Lipine, Chropaczow und Lagiewniki werden erst geeignete Lokalitäten für diese Zwecke neu bauen müssen und konnten dafür gewisse Beträge flüssig machen. Scharley und Groß-Piekar, Schoppinitz und Janow befassen sich auch mit dieser Frage, kamen aber wegen Raummangel über die Beratungen gar nicht hinaus.

Aus Liebe – mit der Axt gegen die Verlobte

Weil sie nicht die Seine werden wollte — Vereitelter Selbstmordversuch des Täters — Er bekommt 8 Monate Gefängnis

Der 24jährige Grubenarbeiter Franz Kostowski aus Myslowitz verübte im Oktober v. Js. einen Mordanschlag auf seine Geliebte, die 27jährige Witwe Agnes Klinnert, welcher er durch einen zum Glück nicht heftig ausgeführten Axthieb eine Kopfverletzung beibrachte. Die Frau brach vor den Augen des Täters bewußtlos zusammen, worauf dieser die Flucht ergriff und den Versuch unternahm,

durch einen Sprung in eine Schachtanlage seinem Leben ein Ende zu machen.

Im letzten Moment ist Kostowski von seinen Verfolgern eingeholt und der Selbstmord verhindert worden. Man verhaftete den Täter, welcher in das Myslowitzer Gefängnis eingeliefert wurde. Diese Affäre erregte seinerzeit großes Aufsehen.

Am Freitag wurde gegen Franz Kostowski wegen Mordanschlag vor dem Landgericht Kattowitz verhandelt. Den Vorsitz bei der Verhandlung führte Vize-Gerichtspräsident Miczke. Anklagevertreter war Unterstaatsanwalt Dr. Zand, während die Verteidigung des Beklagten Rechtsanwalt Dr. Piontek übernommen hatte. Nach Verlesung der Anklageschrift gestand der Angeklagte, welcher einen sehr reumütigen Eindruck machte, die Tat unter Tränen ein. Kurz nach der Militärzeit lernte der um 3 Jahre jüngere Kostowski die Witwe Klinnert kennen, welche nach dem Tode ihres Mannes nach der Wohnung ihrer Eltern übersiedelt war. Es entwickelte sich ein Liebesverhältnis und beide Liebenden beschlossen, in Kürze der Zeit die Ehe einzugehen. Wenig erbaut hiervon war die Mutter der jungen Witwe, welcher bekannt war, daß der Liebhaber es mit der Arbeit nicht genau nahm und zudem öfter „tief ins Glas guckte“. Die Mutter versuchte ihrer Tochter, welche 100 Zloty Pension nach ihrem Mann erhielt und eine ziemlich gesicherte Zukunft hatte, die Nachteile einer ehelichen Verbindung mit Kostowski klar zu machen, allerdings ohne Erfolg. Schließlich verließ die junge Frau die Wohnung der Mutter und fand sich bei dem Geliebten ein, der sie mit offenen Armen aufnahm.

Nicht lange dauerte allerdings das harmonische Verhältnis zwischen den Beiden, da die junge Frau die Wahrnehmung machen mußte, daß ihr Herzauserwählter der Arbeit aus dem Wege ging, dafür aber der Trunksucht frönte. Es kam zu Meinungsverschiedenheiten und heftigen Auftritten, bis sich schließlich die Klinnert bewogen sah, ihrem Geliebten den Rücken zu kehren, um bei ihrer Mutter wieder eine Zuflucht zu finden. Kostowski versuchte alle Ueberredungskünste, um die „verlorene Braut“ wiederzugewinnen, jedoch völlig erfolglos. Nun

schmiedete er Rachepläne

gegen die Ungetreue, welcher er es „heimzahlen“ wollte. Im Hauseingang trat er der Klinnert, der er schon 2 Tage vorher **aufgelauert hatte, mit der Axt entgegen und verletzte die Ueberrumpelte durch einen unsicher geführten Hieb am Kopfe.** Die Verletzte trug eine etwa 4 Zentimeter tiefe, nicht lebensgefährliche, Wunde davon und konnte nach etwa 10 Tagen aus dem Spital wieder entlassen werden. Der Selbstmordversuch, den Kostowski nach der Tat unternahm, gelang nicht, da, wie schon eingangs erwähnt, der Selbstmord vereitelt wurde.

Nach Vernehmung der Zeugen plädierte der Anklagevertreter wegen versuchtem Totschlag auf eine Gefängnisstrafe von 5 Jahren. In der Verteidigungsrede versuchte der Rechtsbeistand des Angeklagten das Gericht davon zu überzeugen, daß Kostowski, der als willensschwacher Mensch bezeichnet wurde, den Anschlag auf die Braut im Affekt beging. Das Gericht berücksichtigte bei Festsetzung des Strafausmaßes schon allein mit Rücksicht auf das noch verhältnismäßig jugendliche Alter des bisher unbescholtenen Beklagten mildernde Umstände und verurteilte den Kostowski zu einer Gefängnisstrafe von nur 8 Monaten mit Anrechnung der Untersuchungshaft.

Jugendkonferenz der Metallarbeiter

Am Sonntag, den 27. d. Mts., 10 Uhr vormittags, findet im großen Saale des Volkshauses (Dom Ludowy) Krol.-Huta, ulica 3-go Maja 6, eine

Jugendkonferenz der Metallarbeiter-Jugend

mit folgender Tagesordnung statt:

1. Eröffnung und Begrüßung;
2. Vortrag über Zweck und Ziel der Metallarbeiter-Jugend;
3. Organisation des Bezirks der Metallarbeiter-Jugend;
4. Diskussion zu obigen Punkten;
5. Wahl eines Jugendvertreters in die Bezirksleitung.

Anschließend an die Tagung folgt ein gemütlicher Teil, welcher von der Arbeiter-Jugend Krol.-Huta bestritten wird. Wir laden hierzu unsere sämtlichen Jugendlichen auf das Herzlichste ein. Das verauslagte Bahngeld wird zurückerstattet. Die Mitgliedsbücher sind mitzubringen und berechtigen zum Eintritt.

Die Bezirksleitung.

Neuer deutscher Vizekonsul

Der Legationssekretär der Deutschen Gesandtschaft in Wien, Dr. Karl Resenberger, ist, dem „Barischen Kurier“ zufolge, zum Vizekonsul am Deutschen Generalkonsulat in Kattowitz ernannt worden. Dr. Resenberger kam vom bayrischen Justiz- und Verwaltungsdienst in die Diplomatie und war zunächst im Auswärtigen Amt in Berlin und später als Sekretär der Deutschen Delegation bei der Interalliierten Rheinland-Kommission in Koblenz tätig.

Die Arbeitslosenunterstützungen im Jahre 1928

Nach einem Bericht des Arbeitslosenfonds in Kattowitz wurden im Jahre 1928 insgesamt an die Arbeitslosen der Wojewodschaft 5 825 000 Zloty an Unterstützungen ausgezahlt. Dem gegenüber stehen Einnahmen aus der Arbeitslosenversicherung von 5 547 985 Zloty, also ist der staatliche Zuschuß für diese Kategorie von Arbeitslosen kein großer gewesen.

Dazu kommen jedoch noch die Ausgesteuerten, die ihre Unterstützung von der sogenannten Akcja Dorazna beziehen.

Der „Oberschlesische Kurier“ beschlagnahmt

Die Freitag-Ausgabe des „Oberschlesischen Kurier“ wurde wegen der ausführlichen Wiedergabe der Rede des deutschen Abgeordneten Naumann im Warschauer Sejm beschlagnahmt.

Kattowitz und Umgebung

Deutsche Theatergemeinde. Sonntag, den 27. Januar kommt nachmittags „Walzertraum“ und abends „Herzogin von Chicago“ zur Aufführung. — Montag, den 28. Januar wird Rudolf Fitzeks „Menschen des Untergangs“ gespielt. — Mittwoch gelangt als Gastspielvorstellung der Tegernseer Bauernbühne in den Reichshallen „Die drei Dorfheiligen“ zur Aufführung. — Freitag wird als 2. Abonnementsvorstellung „Nathan der Weise“ gespielt. (Siehe Spielplan!)

Gastspiel der Tegernseer! Die beiden Gastspiele der Tegernseer Bauernbühne am 30. Januar, abends 8 Uhr, und am 3. Februar, nachmittags 4 Uhr, finden nicht im Stadttheater, sondern in der „Reichshalle“ statt. Wir machen auf die Veranstaltung dieser Künstlertruppe, die überall außerordentlichen Beifall fand, ganz besonders aufmerksam und bitten, insbesondere unsere Mitglieder, sich rechtzeitig mit Karten zu versehen. Karten im Vorverkauf zum Preise von 1.50 bis 5.00 Zloty an der Kasse des Deutschen Theaters, Rathausstraße, täglich von 10 bis 2 Uhr vormittags.

Erstaufführung von Rudolf Fitzeks „Menschen des Untergangs“. Für die Erstaufführung von Rudolf Fitzeks „Menschen

des Untergangs" am Montag, den 28. Januar, abends 8 Uhr, sind Orchester, 1. und 2. Parkett, Parterre 1. Rang und Logen bereits ausverkauft. Da die Nachfrage noch weiterhin anhält, wird gebeten, die vorbestellten Karten bis Montag, mittags 1 Uhr, an der Kasse abzuholen, da sie sonst anderweitig vergeben werden müssen.

Notlandung eines polnischen Flugzeuges. In der Nähe des Bahnhofs Scharley landete das Verkehrsflugzeug, das seit dem 1. Januar zwischen Wien und Warschau verkehrt und in Kattowitz Aufenthalt nimmt, infolge Nebels und Schneetreibens. Die Landung ging ziemlich glatt vonstatten. Nach mehrstündigem Aufenthalt konnte das Flugzeug glatt und sicher auf dem Flugplatz in Kattowitz landen.

Wieder ein Opfer des Alkohols. Nach vorangegangenem starken Alkoholgenuß starb plötzlich ein Johann Czajon aus Zalenze. Der Arzt stellte Alkoholvergiftung fest.

Wem gehören die Fahrräder? Auf der Polizei in Jaworznie bei Chrzanow lagern 5 Fahrräder, die aus Diebstählen stammen. Vertreten sind die Fabrikmarken „Osfried", „Sieger", „Herkules", „Torpedo" und „Nero". Die Besitzer mögen sich dorthin wenden.

Warnung vor Zigeunern. Die Polizeidirektion warnt vor einer Bande Zigeuner, die unter den verschiedensten Vorwänden die Wohnungen aufsuchen und dann jede Gelegenheit zum Stehlen benutzt. So wurden in Friedenshütte mehrere Einwohner sehr empfindlich geschädigt, indem ihnen von den Zigeunern wertvolle Garderobe und auch Bargeld entwendet wurde.

Königshütte und Umgebung

Eine städtische Fernheizung?

Da die bestehenden Dampfheizungen im städtischen Krankenhause, und in den dortigen Schulen schon veraltet sind und viel Reparaturkosten verursachen, wurde in der letzten Baukommissionssitzung der Bau einer Fernheizung ernstlich erwogen. Den Ausführungen nach könnten alle umliegenden Gebäude der Stadt und sogar das weit entlegene Altersheim an der ulica Styczynskiego von dieser Stelle aus mit Wärme versehen werden. Als Heizmaterial für die Anlage würde das Gemüll der städtischen Müllabfuhr Verwendung finden, wodurch auf Grund des jetzigen Kohlenverbrauches jährlich etwa 150 000 Zloty erspart werden könnten. Bevor aber an die Errichtung einer derartigen Anlage herangegangen wird, sollen zunächst Studien in dem Verbrennungsverfahren angestellt werden, wofür in den diesjährigen Haushaltungsplan eine namhafte Summe eingesetzt wird.

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung wurde beschlossen, für den städtischen Schlachthof als Arzt Herrn Schmidt kontraktlich anzustellen. — Die Ausführung der Schlosserarbeiten im neuen Rathausbau wurde den Firmen Sonsalla und Pogrzeba übertragen, ebenso die Lieferung von Fensterlüftern der Firma Zilinski aus Krakau. — Die von der Stadtverordnetenversammlung bewilligten 5000 Zloty für Gewährung von Stipendien an bedürftige Akademiker aus Königshütte, wurden in Beträgen zu 900, 500 und 450 Zloty an solche verteilt. — Für das städtische Kinderheim in Orzesche wurde der Ankauf von 30 Paar Hausschuhen und 10 Paar Schuhe für bedürftige Kinder beschlossen, ferner für die Insassen des Obdachlosenheimes je 100 Stück Hemden und Unterhosen. — Die Lieferung von elektrischen Zählern wurde den Elektro-Firmen Mohr und Alfons Spika übertragen.

Deutsches Theater. Die Tegernseer kommen! Am Dienstag, den 29. Januar werden „Die drei Dorfheiligen", ein toller Bauernschwank von Max Neal und Max Ferner zur Aufführung gebracht. Beginn 20 Uhr. Schauspielpreise! Vorverkauf an der Theaterkasse von 10 bis 13 Uhr und von 17,30 bis 18,30 Uhr, Sonntag von 11 bis 13 Uhr. Tel. 150. — Donnerstag, den 31. Januar kommt die große Verdische Oper „Die Macht des Schicksals" zur Darstellung. Der Vorverkauf beginnt am Sonntag. Nichtabgeholte Abonnementsplätze werden ab Dienstag weiterverkauft. — Donnerstag, den 7. Februar: „Menschen des Unterganges" von Rudolf Fitzek.

Der Magistrat vergibt Arbeit. Der Magistrat hat die Abbrucharbeiten an der Volksschule 14 an der ulica 3. Maja ausgeschrieben. Interessierte Firmen können Offerten bis zum 4. Februar, vormittags 9.30 Uhr, im städtischen Bauamt an der ulica Stawowa 1, Zimmer 26, einreichen, wo auch Auskunft erteilt wird. — Ferner wurde die Lieferung von elektrischem Material für das städtische technische Betriebsamt ausgeschrieben. Offerten mit entsprechender Aufschrift müssen bis zum 28. Januar, nachmittags 13 Uhr, im Büro des städtischen Betriebsamtes an der ulica Bytomska 11 eingereicht werden. Daselbst wird auch Auskunft erteilt und Unterlagen eingesehen werden.

Aufhebung der Suppenküchen? Infolge anderer Verwendung der Räumlichkeiten der drei in der Stadt bestehenden Suppenküchen, sollen letztere nach einem Projekt des Magistrats in der nächsten Zeit aufgelöst werden und in einem eigens dazu noch zu erbauenden Hause an der ulica Styczynskiego untergebracht werden. Durch die Verschmelzung der Suppenküchen werden neben der Gewinnung von Räumen auch die Verwaltungskosten erniedrigt.

Großer Diebstahlsprozeß vor der Königshütter Strafkammer. Vor der Strafkammer in Königshütte hatten sich 25 Eisenbahnarbeiter und Angestellte des Bahnhofs Chorzow zu verantworten, die seit fast drei Jahren fortgesetzt im Eisenbahnzollager systematische Diebstähle ausführten. Erst nachdem die Eisenbahnverwaltung um mehrere hunderttausend Zloty geschädigt wurde, kam man am Ende vorigen Jahres den Spitzbuben auf die Spur. Acht Eisenbahnarbeiter wurden zu insgesamt 32 Monaten Gefängnis verurteilt. Den restlichen Angeklagten wurde die Strafe zum Teil durch die Amnestie erlassen, während ein geringer Teil wegen Mangels an Beweisen freigesprochen werden mußte.

Vor der Steuerreform in Polen

Die bestehenden Steuergesetze in Polen, insbesondere das Gewerbesteuergesetz und das Einkommensteuergesetz, erfordern dringend einer Abänderung. Beide Gesetze sind den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht angepaßt und sind geeignet das wirtschaftliche Leben zu ruinieren. Darüber ist man sich in ganz Polen klar und selbst die Regierung mußte zugeben, daß die erwähnten Gesetze, hauptsächlich das Gewerbesteuergesetz, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hemmen. Es wird bereits seit Jahr und Tag von der Abänderung der Steuergesetze geredet, nur weiß man nicht „wie". Die Finanzen des Staates sind gerade auf diesen beiden Steuergesetzen aufgebaut und man befürchtet, daß ihre Abänderung einen Ausfall der Staatseinnahmen mit sich bringen wird. Damit wäre das Gleichgewicht des Haushaltsplanes in Polen erschüttert und das darf unter keinen Umständen eintreten. Aus den Forderungen der schlesischen Steuerzahler geht hervor, daß sie eine Herabsetzung der Umsatzsteuer von 2½ Prozent auf 1 Prozent fordern und das bedeutet einen Ausfall von Steuereinnahmen in Höhe von 70 Prozent aus diesem Titel. Auf solche Reform der Gewerbesteuer will sich der Finanzminister nicht einlassen, wenn er nicht gleichzeitig neue Einnahmsquellen findet. Und doch muß diese Steuer abgeändert werden, wenn man nicht will den kleinen Gewerbetreibenden ruinieren, weil die Gewerbesteuer gerade die kleinen Gewerbetreibenden am schwersten bedrücke. In den Regierungskreisen ist man geneigt, die Umsatzsteuer ein wenig herabzusetzen, etwa von 2½ auf 2 Prozent vom Umsatz und bei manchen Artikeln auf 1½ Prozent vom Umsatze, aber weiter will man nicht gehen. Diese Herabsetzung soll aber keine Kürzung der Einnahmen des Staates bringen und man stellt sich das so vor, daß eine solche Ermäßigung der Umsatzsteuer zur Hebung der Steuermoral beitragen wird. Man ist allgemein in Polen der Meinung, daß ein großer Teil der Steuerzahler ihren Umsatz verheimlichen, weil sie von vorne wissen, daß sie die hohe Umsatzsteuer nicht bezahlen können. Darauf scheint der polnische Finanzminister seine ganze Steuerreform aufbauen zu wollen. Er will die Umsatzsteuer etwas herabsetzen, hofft aber, daß die Einnahmen dadurch nicht geringer, sondern auch nach der Reform immer noch dieselbe Höhe wie vorhin erreichen werden.

Genau so wie die Gewerbesteuer soll auch die Einkommensteuer „reformiert" werden, die auch nach der Reform womöglich dem Staate noch mehr einbringen soll wie vor der Reform. Bei einer „Reform" kommt es stets darauf an, was man unter diesem Ausdruck versteht. Der Steuerzahler, der unter der Steuerlast zusammenbricht, versteht unter Steuerreform eine Erleichterung, ein Finanzminister wieder, erwartet von einer Steuerreform eine Steigerung der Einnahmen. Die Ansichten sind also grundverschieden, weshalb wir zu jeder solchen Reform stets etwas Mißtrauen hegen. Wir können doch bereits zu genau die finanzielle Wirtschaft der heutigen Machthaber in Polen und wissen, daß sie auf Mehreinnahmen eingestellt sind. In diesem Sinne ist auch die „Reform" der Einkommensteuer gedacht. Sie soll darauf beruhen, daß die Steuerskalen valorisiert werden. Die Valorisierung wird eine Verschiebung des Steuerfußes mit sich bringen und die Steuersätze automatisch erhöhen. Bis jetzt wurde die Einkommensteuer von Jahreseinnahmen von 1500 Zloty beginnend bemessen. In der Praxis hatte das keinen großen Wert, denn bei einem Jahreseinkommen von 1500 Zloty konnte kein Mensch leben und die Steuerbehörden konnten einem solchen Hungerleider nichts wegnehmen. Die Valorisierung wird eine Jahreseinnahme von 2600 Zloty steuerfrei lassen, gleich aber das steuerpflichtige Maximum von 200 000 auf 350 000 Zloty erhöhen. Der Staat erleidet dabei keinen Ausfall an Steuern, sondern umgekehrt, dürfte noch mehr als bis jetzt erhalten. Dadurch gehen die Allerärmsten steuerfrei aus, die ja ohnehin keine Steuer gezahlt haben, sie werden nur auf dem Papier von der Steuerzahlung befreit. Trotz dieser Reform werden die Arbeiter weiterhin für die Erhöhung der steuerfreien Einkommen kämpfen müssen, weil uns das steuerfreie Einkommen unter 2600 Zloty nicht zufrieden stellen kann.

Siemianowitz

Man weint ihm keine Träne nach.

Berginspektor Thurm von Richterschächte verläßt endgültig Siemianowitz, um nach Obernigk bei Breslau zu verziehen. Die Arbeiter- und Angestelltenschaft hat keine Veranlassung, dem Dahingehenden nachzutrauern. Seinen Herrenmenschcharakter hat mancher Arbeiter an seinem eigenen Leibe verspüren müssen. Schikanen aller Art und Strafzettel waren an der Tagesordnung. Auch die Beamtenschaft wird ihn in seligem Gedenken haben. Diese sah ihren Vorgesetzten immer lieber gehen wie kommen. 1918 stand dann Herr Th. auch auf dem Index. Jahrelang gelang es ihm, den Grubendienst mit dem Bürodienst zu vertauschen; als ein neuer Wind durch Erscheinen des Direktors Biernatzki einsetzte, entdeckte Thurm plötzlich seine Krankheit und zog es vor, zu verschwinden. Die Abdämmung der Westfelder ist eine der vielen Ruhmestaten aus seiner bergmännischen Praxis.

Merkwürdig berührt es, daß es Th. gelang, in Deutschland so rasch eine Wohnung zu erhalten; dort scheint man auch mit zweierlei Maß zu messen. Hat doch der Häuer M., welcher von Richterschächte infolge seiner Deutschstämmigkeit entlassen wurde, eine Wohnung in Zabrze nachgewiesen und beantragte die Umzugsgenehmigung. M. arbeitet in Ludwigsglück bereits 3 Jahre, erhielt aber die Zuzugsgenehmigung nicht mit der Begründung, es liegt keine Verdrängung des M. vor und der Wohnungsmangel in Z. rechtfertige den abschlägigen Bescheid. Beim Berginspektor Thurm wickelte sich die Umzugsangelegenheit sehr schnell ab. Es erweckt den Anschein, als wenn Deutschland bereits auf seinen großen Sohn gewartet hätte. Auf Nimmerwiedersehn, Herr Thurm, wir weinen Ihnen keine Träne nach!

Neue Arbeitsstellen. Vom Arbeitslosenamt in Siemianowitz werden gesucht: 30 Schlosser, 20 Kesselschmiede, 25 Schmiede; 25 Dreher, 200 Landarbeiter und 100 sonstige Arbeitskräfte. Diese werden auf die Stickstoffwerke, die Schellerhütte, Ficinusschacht und die Bleischarleygrube verteilt. Bis jetzt konnten 80 Arbeitslose untergebracht werden, was entschieden ein erfreuliches Zeichen ist.

Zwei neue Schächte. Die Vereinigte beabsichtigt in der Nähe von Groß-Dombrowka zwei neue Schächte abzuteufen, um die nördliche Kohlenpartie, welche noch sehr umfangreich ist, zu lösen. Die Schächte sollen 400 Meter tief werden und den Abbau unterhalb Gesenk 10b und 12 ermöglichen. Das Abteufen dürfte schwierig werden, da sich in diesem Teil Schwimmsand befindet, dessen Durchteufen immer mit Gefahr und großen Unkosten verbunden ist.

Gefleddert wurde der Arbeiter S. Er trank einen über den Durst und anscheinend seine Sauflumpanen ließen seine Brieftasche mit 95 Zloty mitgehen.

Myslowitz

Die Entwickelung der Viehzentrale.

Nachdem in Myslowitz auf der Viehzentrale die Gesellschaft für Viehhandel gegründet wurde, ist der Viehauftrieb in Myslowitz gewaltig gestiegen. Das Leben und das Treiben auf dem Viehmarkt ist in jeder Hinsicht interessant. Man sieht dort Händler selbst aus weit entlegenen Gebietsteilen des polnischen Ostens, aus Ostgalizien, Wolhynien u. a. Mit dem Großvieh kommen meistens jüdische Händler nach Myslowitz, die sich ihrer hebräischen Sprache mit vielen Beimischungen bedienen, so daß man sich in eine ganz andere Welt versetzt wähnt. Der Groß- und Kleinviehhandel wickelt sich vorläufig in der großen Schweinehalle ab, die aber nicht in der Lage ist, die Tiere zu fassen, obwohl sie für 5000 Schweine gedacht wurde. Der Großviehmarkt wird meistens draußen abgehalten, vor der Halle, was bei der großen Kälte von den Menschen und den Tieren nicht besonders angenehm empfunden wird. In der Schweinehalle wurde bereits Ordnung eingeführt. Zugelassen werden nur Viehkommissionäre und jeder verfügt über einen abgegrenzten Raum für die Tiere, die er auf den Markt bringt und ein kleines Büro, wo er seine Geschäfte abwickeln kann. Firmentafeln kündigen an, wem die Tiere gehören und wo der Verkauf getätigt wird. Eine solche Ordnung auf dem Viehmarkt kennt man in anderen Gebieten des polnischen Staates nicht. Wenn erst nur die große Viehhalle fertig wird, die schon heute bei dem großen Auftrieb der Tiere sehr notwendig ist, dann wird der Viehhandel in Myslowitz ein Heim haben, wie er sich ihn gar nicht besser wünschen konnte.

Ueber die Entwickelung des Unternehmens in den letzten Wochen zeugen folgende Vergleichsziffern. Im Herbst v. J. betrug der Auftrieb aller Schlachttiere wöchentlich zwischen 1500 bis 2500. Selbst vor den Weihnachten wurde die Zahl von 3000 nicht überschritten. Das ist jetzt anders geworden, weil der Viehauftrieb an manchen Tagen den früheren Wochenauftrieb bei weitem übersteigt. Am vergangenen Montag wurden auf dem Viehmarkt in Myslowitz 1680 Schweine und mehr als 1000 Stück Großvieh gebracht. Außerdem waren noch 5 Züge mit Vieh im Anrollen gewesen, die am Nachmittag zur Ausladung gelangten. Der Wochenauftrieb dürfte jetzt schon reichlich 10 000 Stück betragen. Diese Zahlen besagen alles und sie liefern auch den Beweis dafür, daß die Myslowitzer Viehhalle ihre Zukunft gesichert hat. Für die allgemeine Ausstellung in Posen, die im Mai d. J. eröffnet wird, plant die Leitung des Unternehmens eine Reihe von Filmaufnahmen zu machen. Auch das Landwirtschaftsministerium will einige Bilder von der Myslowitzer Viehzentrale in Posen ausstellen.

Die nächste Stadtverordnetensitzung. Die nächste Stadtverordnetensitzung findet am 30. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, im Sitzungssaal des Rathauses in Myslowitz statt. Auf der umfangreichen Tagesordnung stehen 15 Punkte. Von besonderer Wichtigkeit sind u. a.: Wahl des Stadtverordnetenpräsidiums, Ankauf eines Baugrundstückes. —h.

Wichtig für Kriegsinvaliden. Am Sonntag, den 27. d. M. findet im Bundeshaus in Kattowitz die Verbandstagung der deutschen Kriegsbeschädigten statt. — Die nächste Versammlung der deutschen Kriegsinvaliden, Ortsgruppe Myslowitz, findet am 5. Februar d. Js. bei Kufietta statt. Vorsitzender der Ortsgruppe Myslowitz ist Herr Synowiec.

Rosdzin. (Verteilung der Winterkohle.) Diejenigen verheirateten Arbeitslosen, welche auf Empfang der Winterkohle reflektieren, haben sich im Gemeindebüro zwecks Notierung an folgenden Tagen zu stellen: 28. Januar: Buchstabe A—F; 29. Januar: G—K; 30. Januar: L—P; 31. Januar: R—T; 1. Februar: U—Z. Die Kohle muß bis zum 12. Februar bei der Giesche-Grube Nickischschacht abgeholt sein. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Teuerung in Godullahütte.

Viele Industrieorte sind, wenn es sich um ihre Belieferung mit Lebensmittel handelt, recht schlimm daran, und dort sind auch die Lebensmittel teurer als in den übrigen Industrieorten. Zu diesen gehört auch Godullahütte, weil sie sich ungefähr in derselben Lage befindet, wie beispielsweise Gieschewald oder Nickischschacht, wo die Zahl der Lebensmittelgeschäfte auf ein oder zwei Läden beschränkt ist. Godullahütte zählt 5000 Einwohner und im ganzen Ort ist nur ein Bäcker und ein Fleischerladen und die Bewohner sind darauf angewiesen, lediglich bei dem Bäcker bezw. bei dem Fleischer zu kaufen. Gewiß können die Ortsbewohner nach Lipine oder nach Chropaczow einkaufen gehen, aber das ist beschwerlich, weil die Entfernung mehrere Kilometer beträgt und die meisten Hausfrauen scheuen diesen Weg und kaufen im Orte ein. Daß der Bäcker, der Fleischer und der Kolonialwarenhändler ihre privilegierte Lage ausnützen, versteht sich von allein. Sie kalkulieren immer höher und bringen doch ihre Ware an den Mann. Solche Geschäfte sind für die Betreffenden wahre Goldgruben und die Inhaber kommen schnell zum Vermögen, während die Konsumenten sich direkt in einer Zwangslage befinden. Vielfach

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Papiere des Kwang-Lu

Von Otto Wilhelm Beise.

Und dies ist die Geschichte des Chinesen Kwang-Lu, der im großen Zentralgefängnis von Frisko der Vollstreckung des über ihn verhängten Todesurteils entgegensah.

Man darf nicht denken, daß Kwang-Lu ein Kuli war oder irgendeiner jener vielen Hunderttausenden, welche die Chinesenviertel aller großen Städte der Vereinigten Staaten bevölkern und eine gleichsam unterirdische, wirre, verwurzelte und verfilzte Schicht von Armut, Verbrechen und Not und Laster bilden. Gewiß ist es möglich, daß er einmal in früher Jugend, in seiner Heimat Kanton als Kuli anfing — wie die meisten. Aber er war ehrgeizig, zäh und klug, und diesen drei Eigenschaften verdankte er es, daß er gleich vielen anderen bald dazu kam, selbst Kulis zu beschäftigen. Und als er, wenig über dreißig, nach Hongkong kam, war er, wenn nicht ein reicher, so doch zumindest ein wohlhabender Mann, mit dem in Geschäftsverbindung zu treten mancher britische Kaufmann lebhafte Anstrengungen machte.

Hier nun, in Hongkong, lernte er im Hause irgendeines Europäers ein junges Mädchen kennen, das dort als Erzieherin der beiden Kinder tätig war. Und es geschah das Seltsame, daß sich dieser Chinese, aufgewachsen in den Gebundenheiten einer jahrtausende alten Tradition, stolz, kalt und von jener spröden Zurückhaltung, die viele Mongolen auszeichnet, daß dieser sehr eigenwillige und bei aller Höflichkeit der Umgangsformen vielleicht harte und verschlossene Mann sich Hals über Kopf in die zarte, blonde Europäerin verliebte. Eine seltene und stark romantische Leidenschaft, für die sich immerhin gelegentliche Parallelen finden. Gewiß hätte Kwang-Lu genügend Hilfsmittel in der Hand gehabt, um dieses Mädchen gewaltsam zu rauben und zu entführen — und sicher ist es auch, daß die gesamte britische Polizei in Hongkong sich vergebens um ihre Wiederauffindung bemüht hätte. Es verschwinden dort täglich mehr Menschen, ohne eine Spur zu hinterlassen, als der Außenstehende vermuten könnte. Aber der Chinese dachte nicht einmal an einen solchen, eigentlich naheliegenden Schritt. Er war entschlossen, das Mädchen zu heiraten, in irgendeiner Form rechtskräftig und in aller Oeffentlichkeit zu ehelichen — und daß sie ja sagen würde bezweifelte er niemals. Denn war er nicht reich und konnte er nicht ihr, die eine abhängige Stellung einnahm und bescheiden, fast dürftig dahinleben mußte, ein Dasein in Luxus und Wohlstand gewähren? Aber er sollte nicht erfahren, wie das Mädchen seinen Antrag aufnehmen würde, denn ehe er — dazu kam, sich auszusprechen, mußte er hören, daß die kleine blonde Schönheit ihre Stellung aufgegeben hatte und mit einer amerikanischen Familie nach den Staaten übergesiedelt sei.

Kwang-Lu, durch eine ihm selbst unerklärlich und seiner Rasse, seiner ganzen Anschauungswelt fernliegenden Leidenschaft erschüttert, des inneren Gleichgewichts beraubt, beschloß ihr nachzureisen und in Amerika jene Entscheidung herbeizuführen, für die er in China zu spät gekommen war. Jetzt aber mußte er erstmalig erfahren, daß es für einen Chinesen nicht so ganz einfach ist, von einem Erdteil zum anderen hinüberzuwechseln. — Vielleicht hätte es sich trotz der strengen Bestimmungen der amerikanischen Einwanderungsbehörde noch ermöglichen lassen, wäre er ein einfacher Kuli gewesen. Was jedoch den Großkaufmann Kwang-Lu anbelangt, so schienen die Amerikaner ein ganz besonderes Interesse daran zu haben aus einem ihm nicht sehr erklärlichen Grunde — diesen Mann am Betreten der Neuen Welt zu verhindern. Jedenfalls gelang es ihm, trotz seiner zahlreichen Beziehungen nicht, Paß und Einreiseerlaubnis zu erhalten — alle Bemühungen in dieser Richtung waren vergeblich und stießen auf eine ebenso höfliche wie nachdrückliche Zurückweisung.

Was tut nun ein Chinese in solchem Falle? Ist er bloß ein Kuli, so wird er versuchen, sich als blinder Passagier hinüberzuschmuggeln und sich im übrigen auf sein Glück verlassen. Oder er wird sich in einen jener Särge packen lassen, welche von chinesischen Familien nach drüben geschickt werden, um in ihnen ihre im Ausland verstorbenen Angehörigen wieder in die Heimat zurücktransportieren zu lassen. Aber es ist schon vorgekommen, daß die heimlichen Bewohner solcher Särge noch vor ihrer Ankunft erstickten und nur als Leichen aus ihren selbstgewählten, schauerlichen Gefängnissen befreit werden konnten. Wenn man daher wohlhabend und reich ist, wird man es vorziehen, sich einen falschen Paß zu beschaffen — man braucht dann während der Ueberfahrt nicht auf jenen Komfort zu verzichten, an den man bisher gewöhnt war. Kwang-Lu nahm demgemäß zu dem letzteren Mittel seine Zuflucht, das sich um so brauchbarer erweist, als alle Chinesen sich in den Augen der Europäer ähneln. Für fünfzig Pfund — wäre er weniger reich und weniger bekannt gewesen, hätte die Hälfte dieser Summe genügt — sah er sich alsbald im Besitz eines mit allen nur möglichen Siegeln und Visen versehenen Passes und bestieg zwei Tage später als Kaufmann Tschou-Sing aus Ning-po ziemlich zuversichtlich das schöne englische Motorschiff „Elizabeth“, das ihn zunächst nach Frisco bringen sollte. Kwang-Lu war der einzige Chinese an Bord und so hatte er ausreichend Muße, den etwas kostspieligen Paß in seiner Kabine sorgsam hin- und herzuwenden und aufs eingehendste zu mustern. Natürlich empfand er keine Gewissensbisse — er würde sich nicht länger als unbedingt nötig in Amerika aufhalten und hatte nicht die Absicht, von seiner erschlichenen Einreise irgendeinen die Yankees schädigenden Gebrauch zu machen. Sein dunkler Gewährsmann hatte ihm im übrigen versichert, daß Tschou-Sing kein erdachter Name sei, sondern daß der Träger dieses Namens und Eigentümer dieses Passes wirklich gelebt habe und erst vor wenigen Wochen auf etwas gewalttätige Weise in ein fragwürdiges Jenseits hinüberbefördert worden sei.

Kwang-Lu also ohne Beziehungen zu den anderen Passagieren des Schiffes, vertrieb sich die Langeweile der Fahrt durch ein intensives Studium des fremden Passes. Mit der leisen Ehrfurcht des Chinesen vor allem Geschriebenen, vor der Auswirkung einer Kunst, die im Reich der Mitte so unendlich viel früher bereits geübt wurde als in Europa, durchblätterte er immer wieder Seite für Seite das in schwarzes Kaliko schmiegsam gebundene Büchlein, machte sich vertraut mit Geburtstag und -ort des großen Unbekannten Tschou-Sing, der ihm ohne Willen seinen Namen hatte borgen müssen, und musterte das Lichtbild, dieses Antlitz, dessen Züge ihm fremd und dunkel entgegensprangen. Nein — mochten die kurzsichtigen Europäer auch den Unterschied nicht bemerken, ihm, Kwang-Lu, war es durchaus klar, daß zwischen diesem Gesicht eines dreisten und etwas traurigen, haltlosen Abenteurers und seinem eigenen keine Aehnlichkeit bestand. Dennoch versuchte er das Leben dieses Fremden, der doch ein Mann seiner Rasse war, im Geiste nachzuzeichnen. Sicher hatte auch Tschou-Sing einst als Knabe in den Flußniederungen vom Ning-po mit Steinen nach den wilden Eichkatzen gejagt, hatte in seinem väterlichen Hause versonnen und nachdenklich mit den Ahnentäfelchen gespielt. Wie sich sein Leben später hinabgespielt haben mochte, das freilich vermochte Kwang-Lu sich nicht vorzustellen — und insbesondere die Umstände, die seinen so plötzlichen und geheimnisvollen Tod herbeigeführt haben konnten, blieben Kwang-Lu in einem undurchdringlichen Dunkel verborgen.

In der Nacht, wenn das Wasser in dumpfen, rhythmischen Schlägen an die Schiffswandung pochte, fuhr Kwang-Lu zuweilen aus unruhigem Schlaf erschrocken empor. Und es dauerte dann oft viele Augenblicke, ehe ihm bewußt wurde, wie er heiße und wo er sich befinde. „Bin ich nicht Tschou-Sing?“ fragte er sich dann und hatte einige Mühe, sich davon zu überzeugen, daß er noch immer Kwang-Lu sei und mit einem hübschen schmucken Schiff den Ozean durchquere, um einem blonden, weißen Mädchen nachzujagen, das irgendwo in dem ungeheuren Amerika lebte und sicher nur darauf wartete, von ihm einem neuen Leben in Ruhm und Wohlstand entgegengeführt zu werden. Tagsüber konnte er zwar über solche Angstzustände nachsichtig und ein wenig beschämt lächeln. „Nerven“ hätte er gesagt, wenn er ein Europäer gewesen wäre — so aber, als Chinese, suchte er die Ursache in dem Ungewohnten einer längeren Seereise, die seinen Körper in Unordnung gebracht hätte. Bis er dann doch, an einem Morgen, kurz vor der Ankunft in Frisco, beim Durchblättern alter, amerikanischer Zeitungen, die im Lesesaal herumlagen, zufällig auf seinen Namen, auf seinen neuen Namen stieß. Es war ein richtiger Steckbrief, erlassen gegen den Chinesen Tschou-Sing aus Cincinnati, letzter Aufenthalt Hongkong, der beschuldigt wurde, in Frisco ein junges Mädchen deutscher Abstammung in seine Wohnung gelockt und ermordet zu haben.

Schreck griff mit eisigen Fingern nach Kwang-Lus Herzen. „Ich fahre auf den Paß des Mörders,“ stöhnte er vor sich hin. „Ich bin furchtbar betrogen worden. Der Steckbrief ist noch nicht alt, kaum acht Wochen. Und natürlich wird man mich sofort verhaften, wenn ich nur den Fuß aufs Land setze.“

Eine Fülle von Unannehmlichkeiten malte er sich aus. Natürlich würde es nicht allzu schwierig sein, seine Identität nachzuweisen. Aber selbst wenn man ihm endlich Glauben schenkte, bis er soweit war, würde er sich darauf gefaßt machen müssen, lange Wochen in Haft zu verbringen. —

Zornig, aufgeregt und ratlos, lief er dann auf dem Promenadendeck auf und ab. Schon schien es ihm, als ob die anderen, die Weißen, ihn mit hämischer Schadenfreude beobachteten — gleich ihm überzeugt, daß es kein Entrinnen gab.

Jetzt sah er wieder das Gesicht der Schweizerin vor sich, die er in den ersten Tagen seiner Reise auf Stunden fast vergessen hatte. „Ermordet, Tschou-Sing hat sie ermordet,“ flüsterte er tonlos. Und dann, jählings, reckte sich eine andere Frage in ihm auf. „Wenn sie nun nein sagen würde — was täte ich dann? Sicherlich würde ich versuchen, sie gewaltsam zu entführen. Und wenn es nicht gelänge, dann? Dann — ja, dann würde ich sie töten!“ — „So bin ich also Tschou-Sing,“ dachte der Chinese. „Ich reise mit seinem Paß — ich reise mit seiner Seele. Ist nicht die Seele mehr als der Körper? Wer ist Kwang-Lu? Den kenne ich nicht. Und das Mädchen — nun, man wird sich verdruckt haben in der Zeitung. Sie ist keine Deutsche — sie stammt aus der Schweiz und spricht französisch, und ich — ich habe sie getötet.“

Dann also war man soweit — die „Elizabeth“ hatte an der Kaimauer festgemacht und zäh und langsam schob sich die Schlange der Passagiere über den schmalen, geländerumwehrten Landgänger ans Ufer. Kein Entrinnen. An der Reeling standen drei oder vier Polizei- oder Zollbeamte, sehr sauber und gepflegt in ihren blauen Uniformröcken, den weißen Mützen und Hosen, und musterten sorgfältig und bedachtsam die ihnen vorgewiesenen Pässe. „Sie suchen mich — mich,“ dachte Kwang-Lu, und jeder Schritt vorwärts, eingekeilt in die Menge der anderen, verursachte ihm eine unerträgliche Qual. Endlich kam die Reihe an ihn —mit bebenden Fingern reichte er dem Beamten seinen Paß. Der durchblätterte das schmale Heftchen, suchte den Namen, das Lichtbild. Nun blickte er auf, ein kalter, befremdeter Blick bohrte sich in das Antlitz des Gelben. „Jetzt — jetzt,“ dachte der Chinese verzweifelt — seine Hand zuckte nach der Tasche, nach jener einzigen Waffe, die er immer bei sich trug, im nächsten Augenblick flammte der schmale, scharf geschliffene Stahl glänzend im Sonnenlicht auf und senkte sich zwei Sekunden später tief in die Brust des Amerikaners. Ueber den zusammenbrechenden Körper hinweg versuchte Kwang-Lu mit einem Sprunge das rettende Land zu erreichen. Vielleicht hatte er auf die allgemeine Verwirrung gerechnet — aber die Menge vor ihm stand wie eine Mauer, hinderte seine Bewegungen — sechs, acht Hände griffen nach ihm, jemand traf seinen Schädel mit einem schweren, kantigen Gegenstand, blutend und bewußtlos stürzte er zu Boden...

Jetzt also sollte er mit seinem Leben büßen für die Ermordung eines amerikanischen Beamten. Morgen vielleicht schon oder erst übermorgen. Es machte ihm nicht aus, ob es einen Tag länger dauerte, oder ob es rascher ging. Er hatte seine Geschichte erzählt und die Richter hatten halb ungläubig, halb überrascht die Köpfe geschüttelt. „Tschou-Sing ist schon lange verhaftet — er wurde bald nach der Tat verhaftet, hier in Frisco,“ sagten sie ihm. „Du wirst wohl mit ihm zugleich hingerichtet werden. Das mit dem Paß — es war ein Zufall, daß dieser gefälschte Paß auf denselben Namen lautete.“

„Ja, gewiß, es war nur ein Zufall,“ dachte auch Kwang-Lu. „Und auch das andere — dieser Blick, mit dem mich der Beamte ansah — war nur ein Zufall. Sicher war er bloß überrascht, unter all den Weißen einen Chinesen zu sehen.“

Aber er sagte nichts mehr zu seiner Verteidigung. Ruhig hörte er das Urteil an, ruhig ließ er sich fortführen — das letzte, was dem Richter im Gedächtnis blieb, war sein Lächeln..., das geheimnisvolle, dunkle und schmerzliche Lächeln Asiens.

Lenchen Demuth

Von Herbert Eulenberg.

Ihr Name wird nicht nur unter den Großen, den Helden und Heldinnen der Geschichte geführt. Es kann sogar sein, daß er in einigen Jahren völlig verweht und vergessen ist. Selbst auf der efeuumrankten marmornen Grabplatte auf dem Londoner Friedhof, in dem sie ruht, wird er verwittern und vermodern, falls man ihn nicht um ihrer mächtigen Nachbarn willen, die dort schlummern, hin und wieder auffrischte. Denn sie schläft und verwest neben dem Ehepaar Marx, neben Jenny von Westphalen the beloved Wife of Karl Marx, und neben ihm selber,



Alter chinesischer Holzschnitt

der in der Ausstellung chinesischer Kunst in Tokio besondere Bewunderung erregte.

dem großen Volksaufwiegler. Auf ihren Wunsch ist sie mit ausdrücklicher vorheriger Genehmigung des gelehrten Freiheitskämpfers hier beigesetzt worden. Sie war ihr Lebelang sein Dienstmädchen oder besser gesagt, seiner geliebten Frau Jenny Dienstmädchen, Kammerzofe, Vertraute und Freundin in einer Person. Jennys Vater, der angesehene hohe preußische Regierungsbeamte in Trier, Herr von Westphalen, hatte sie nebst einer beträchtlichen Aussteuer seiner Tochter in die Ehe mitgegeben. „Wer weiß,“ meinte er dabei, mit einem ahnungsvollen scharfen Lächeln, „ob dies lebendige Stück Mitgift, das gute Lenchen, Euch nicht einmal mehr wert sein wird, als das ganze irdische Gut, Geld, Leinen und Silber, das ich Euch spenden kann.“ Es war dem jungen außerordentlichen Feuerkopf Marx ja erstaunlicherweise fast spielend in einem Wurf gelungen, sich nach der Liebe der reizenden blonden Tochter, des schönsten Mädchens von Trier, auch noch die Zuneigung des strengen Vaters zu gewinnen.

Ach! der alte Herr von Westphalen sollte nur zu recht behalten mit seiner dunklen Voraussagung. Das bißchen Geld zerrann dem im Leben so unbeholfenen Schwiegersohn Marx und der noch unwirtschaftlicheren Tochter Jenny alsbald zwischen den Händen. Das Leinen blieb binnen kurzem auf den Reisen des jungen Ehepaars in Berlin, Paris oder Brüssel, wo es manchmal als Bezahlung dienen mußte. Das letzte Haussilber wurde von Frau Jenny in Köln versetzt. Damals, nach dem Zusammenbruch der von Marx begründeten „Neuen Rheinischen Zeitung“ und vor ihrer Flucht nach England, das ihnen dann bis ans Ende ihres Lebens eine neue zweite Heimat wurde.

Nur Lenchen Demuth blieb dem Ehepaar durch alle Notlagen, Klemmen und Fährlichkeiten treu. Dies anstellige rheinische Mädchen harrte bei ihrer stolzen Herrin, ihrem klugen Herrn trotz des bekümmerten armseligen Lebens aus, das sie mit ihnen führen mußte. Das bescheidene Lenchen, fastete und hungerte mit den Eheleuten Marx um die Wette und hatte, obwohl sie nur ganz selten noch einen Lohn ausgezahlt bekam, auf die Frage von Karl Marx: „Wie geht's, Lenchen?“ stets noch ein gutmütiges Lächeln bereit und die befriedigende Antwort: „Jut, Herr Doktor!“ Sie zog die Kinder von Karl und Jenny Marx auf, als ob es ihre eigenen gewesen wären, und als bei aller Knappheit und Verelendung noch ein sechstes Kind, die kleine Eleonor, erschien, herzte Lenchen die winzige neue Erdenbürgerin, sofern man diesen bourgeoisen Ausdruck für ein Kind von Karl Marx gebrauchen darf, und meinte: „Et ees doch jet leewes um solch en Babaditzsche, Herr Doktor!“ Lenchen war es, die immer wieder in dem schon damals riesigen London Milch für die kleinen Kinder herbeischaffte, und wenn sie darum bitten und betteln mußte. Besonders für das nun jüngste Kind Ele-

onor, das bald in der ganzen Familie nur Tussy hieß, sorgte Lenchen, weil es das schwächste Wesen unter den leider meist schwächlichen Kindern von Jenny und Karl Marx war, mit einer rührenden Aufopferung. Damals war gerade das dritte Kind der beiden gestorben, ihr einziger Knabe, den Jenny nach ihrem Bruder Edgar genannt hatte, der aber stets mit seinem Kosenamen Musch gerufen wurde. Es war ein zarter, aber sehr gescheiter Junge gewesen, das Abbild und der Liebling seines Vaters, der mit Entzücken sah, wie der Knabe schon gleich ihm auf die Bücher versessen war. Und Lenchen Demuth hatte stundenlang neben dem vor Schmerzen über diesen herben Verlust leise aufschluchzenden Marx gesessen, oder hatte auch seinen Kopf, der ihm in jenen Tagen vor Migräne fast zerspringen wollte, zärtlich und voll Güte festgehalten.

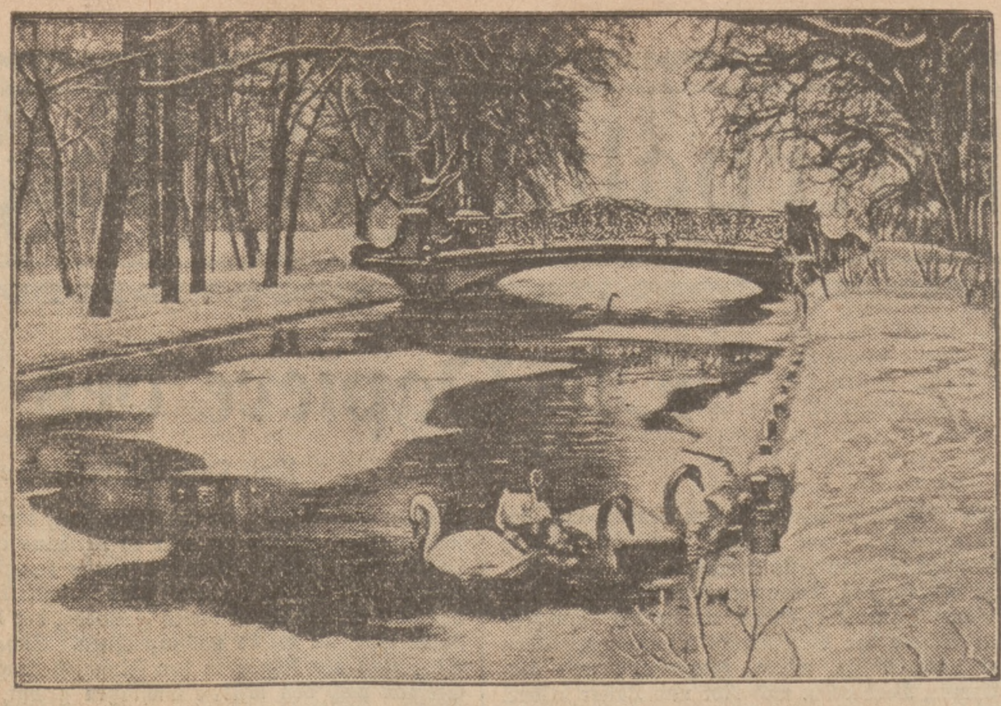
Der arme Mohr, wie die Kinder Marx ihren Vater nannten, war tatsächlich wochenlang nach diesem Unglück wie vor den Kopf geschlagen und hatte selbst in seiner Schriftstellerei kaum mehr Trost gefunden. Man hatte zwar kurze Zeit darnach wieder eine kleine Erbschaft gemacht. Die alte Baronin von Westphalen war in Trier gestorben und hatte ihrer Tochter ein paar hundert Taler überlassen, so daß die Familie Marx in ihrer Londoner Verbannung samt Lenchen eine bessere und geräumigere Wohnung beziehen konnte. Doch das Geld war alsbald wieder ihm und ihr, Lenchens Herrschaften, im Handumdrehen zerschmolzen. Und Lenchen hatte wieder mit irgend einem Möbel oder Schmuckstück oder der Taschenuhr ihres Herrn den ihr schon so vertrauten Weg ins Pop Haus antreten müssen.

Das gute Lenchen war der Stützpunkt und der Halt der ganzen Familie. Lenchen kochte. Lenchen nähte. Lenchen wusch, putzte und pflegte das ganze Haus. Von der zarten kränklichen Frau Jenny angefangen bis hinunter zum kleinsten Nesthäkchen Tussy. Zwischendurch wurde sie nicht müde, stets aufs neue Breiumschläge für den von ihr vergötterten Herrn des Hauses zu bereiten, der Monate, ja jahrelang an einer lästigen schmerzhaften Furunkulose litt. „Ihr sitzt zu vill üwwer de Böcher, Herr Doktor, Ihr macht Euch so winnig Motion!" redete sie dann dem bärtigen Stubengelehrten Marx zu, der sich lächelnd von ihr wie von einer Mutter oder Schwester bähen und behandeln ließ. Sie machte morgens alle Betten. Sie hielt den Fiebermesser an die erkrankten Kinder. Sie stopfte und flickte, was ausbesserungsbedürftig im Hause war. Bis auf die seidene Schnur an dem Einglas, das Marx auf der Straße trug. Sie scheute keinen Weg für ihn, noch für ihr früheres Prinzeßchen, die ehemalige schönste Ballkönigin von Trier, Frau Jenny, die leider von all ihren Sorgen früh gealtert und verwelkt war. Und wenn man sie täglich zweimal zum Pfandhaus geschickt hätte, Lenchen hätte sich nicht darüber geschämt. Sie war die einzige, die ab und zu noch durch ein rheinisches Witzchen oder Tönchen ein Lachen aus dem blassen Gesicht ihrer Herrin hervorrufen konnte.

Das treue Lenchen Demuth hatte ja eines im Hause Marx vor Augen, und das machte ihrem fromm gebliebenen rheinischen Gemüt den Dienst so leicht und schön, als wenn sie sich während dieser ganzen Zeit in einer Kirche aufgehalten hätte. Sie sah ja immerzu die Liebe dieser beiden Menschen vor sich. Sah, wie Jennys vom vielen Weinen matt und glanzlos gewordenen Augen wieder aufleuchteten, wenn der Mohr aus der Bücherei im Britischen Museum heimkam. Sah, wie sich ihre Herrin auf jeden neuen Kuß des Gatten wie auf ein neues Geschenk freute. Und hörte, wie er selber, der Mohr, schon im Hausflur unten stürmisch fragte: „Wo ist meine Frau?" und dann strahlend zu ihr eilte. Im Miterleben dieser großen und seltenen Liebe fühlte sich Lenchen glücklich und verklärt und über sich und ihren Stand hinausgehoben. Die Fremde war ihr nicht fremd und unheimlich, wo diese beiden Menschen hausten, denen sie dienen durfte. Kein noch so hoher Lohn der Welt hätte das Mädchen so befriedigt, als das große Gefühl, diesem ungewöhnlichen Paar das Dasein leichter und erträglicher gemacht zu haben.

Als Frau Jenny im Winter 1881 von dieser Erde scheiden mußte, saß Lenchen neben ihrem Bett und pflegte sie, sich aufopfernd wie stets, da nebenan Marx selber an Lungen- und Brustfellentzündung darnieder lag. Aber sie ließ rücksichtsvollerweise die beiden Eheleute sofort wieder allein, als Karl Marx wenige Tage vor Jennys Tod sich noch einmal von seinem Krankenbett erhob, um Abschied von seiner geliebten Frau zu nehmen. „Hö geit ehr bal noh. Er geht ihr bald nach!" dachte Lenchen still bei sich, als sie einen Blick auf den gebeugten Mann warf, der sich weinend von der Leiche seines Weibes trennte. All ihre Krankensüppchen, die Lenchen noch dem sein Lebenlang an der Leber und an Stoffwechsel leidenden Marx bereitete, halfen nicht mehr viel. Er mochte nicht recht mehr leben, nachdem ihn seine Frau verlassen hatte. Häufig kam jetzt zu Lenchens Freude Friedrich Engels, der ganz nach London übergesiedelt war, den einsamen Marx zu besuchen. Und das fürsorgliche Mädchen suchte es dann den beiden so behaglich wie möglich zu machen, wenn sie auch im Traum nicht dachte, die herrliche entschwundene Herrin, die mit den klugen Männern hin und her geredet hatte, ersetzen zu können. Aber keine zwei Jahre mehr hielt Marx es ohne die geliebte Jenny in dieser Welt aus. —

Lenchen Demuth, die fortan, von Engels unterstützt, sorgenlos einzig noch dem Andenken der beiden geliebten Menschen lebte, wurde, wie es zwischen ihnen vereinbart, nach ihrem Tode neben dem Ehepaar bestattet. Auf dem High gate Friedhof über London. Friedrich Engels hielt dieser treuen Seele keine weithin tönende Grabrede, wie er sie dem Freunde Marx in seine Gruft nachgerufen hatte. Aber jedesmal, wenn er noch die Ruhestätte dieser drei Menschen aufsuchte und zuletzt den für sie so bezeichnenden Namen las: Helene Demuth. Born January 1. 1823 died November 4. 1890 mußte er denken: „Wie sonderbar, daß das Proletariat diesem kühnsten Vorkämpfer in diesem gefügigen Mädchen eine Stütze gegeben hat, ohne die er viel schwerer noch durch dieses heutige Hundeleben gekommen wäre. Ruhe sanft, armes, glückliches Lenchen Lenchen Demuth."



Winter in Nymphenburg

Der Park des Nymphenburger Schlosses bei München in Schnee und Eis.

Ab drei Uhr...

Von Hans Bauer.

Der Portier draußen an der Tür hat in seiner Gesamterscheinung gewiß nicht allzu viel Aehnlichkeit mit dem Mann, nach dem das Lokal in der Chausseestraße zu Berlin sich benennt, mit Roland nämlich. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß er manche Attribute für sich in Anspruch nehmen kann: er ist ein, wenn auch mehr in die Breite gerutschter als in die Höhe geschossener Riese, und standhaft und stark ist er auch. Das ist nicht so ganz unwichtig: denn während Portiers gemeinhin nur Repräsentationsfiguren sind, dekorative Ornamente an einer Fassade, betreut dieser besondere Portier die lebenswichtigen Funktionen des guten alten Hausknechts. Er ist Lokalpolizei. Vor allem liegt ihm das Amt ob, zu gewissen Zeiten den Zustrom neuer Ankömmlinge zu stoppen.

„Ja, der „Roland" kennt keine leeren Tische, keine unbesetzten Stühle. Ab drei Uhr früh, wenn er seine Pforten öffnet, summt und brummt, quabbelt und krabbelt es hier, quetscht und drängt es sich. Natürlich läßt sich die soziale und geistige Gliederung des Publikums nicht in ein paar kurze Worte fassen. Dazu ist sie zu vielseitig. Leute sitzen herum, die bloß mal sehen wollen, wie es sich nach drei Uhr herumsitzt. Dann kehren Nachtberufe hier ein: Geiger, Kellner, Artisten. Den Grundton geben aber männlicherseits die Herren mit unkontrollierbarem und weiblicherseits Damen mit dem, bis vor kurzem wenigstens, sehr stark kontrollierten Beruf an. Aber es sind, in aller Regel, die ausgedörrten, die verglühten Prostituierten, die sich hier die Nacht um die Ohren schlagen, die von der dritten Garnitur, und das ist keine Angelegenheit der erotischen Begierde mehr, sondern eine des sozialen Mitleids.

Eins der Mädchen setzt sich an unseren Tisch. Ihr Gesicht ist von Pusteln überzogen. Ihre Augen sind ausdruckslos und matt. Aber das trostloseste ist, daß diese Frau ungefähr in der Anschauungswelt eines gutbürgerlichen Backfischs vom Ende des vorigen Jahrhunderts stecken geblieben ist. Sie erzählt aus ihrem Leben. Wie nichtig und langweilig muß es gewesen sein, so gar nicht dämonisch, so gar nicht abenteuerlich. Eine einzige Erinnerung bewahrt sie in sich auf, die ihr kostbar und teuer ist. „Die Männer," sagt sie, „sind alle Jammerlappen, Ekel, Bestien." Aber einen Mann hat sie gekannt, der war ein feiner, ein edler, ein vornehmer, ein gebildeter Mann. Er sei Offizier gewesen, habe ein Monokel getragen, und wenn er durch ein Restaurant gegangen sei, dann hätten sich unwillkürlich die Leute nach ihm umgedreht und nur mühsam ein „Ah" und „Oh" unterdrückt ... Sie erzählt das mit weicher, andächtiger Stimme, tief sehnsüchtig, erinnerungsverloren. Die Dinge werden ja natürlich so gelegen haben, daß ihr Ideal ein erster bester Schneidian gewesen ist, eine Null mit ein paar Umgangsformen, ein nichtiger Kleinmädchenschwarm, aber wir hüten uns wohl, dem Mädchen seinen Glauben zu nehmen, und es ist uns nur ein wenig unheimlich, daß dies der einzige Glaube zu sein scheint, den sie hat.

Ein paar Tische von uns entfernt gibt's jetzt einen Krach. „Bei een Jlas Bier können Se hier nich de janze Nacht sitzen bleim," ranzt der Kellner einen Gast an. „Det können Se nich valangen, det wir wejn Ihr'n een Topp bis in Morjn offen halten." Der Gast rebelliert. Jetzt sitze er hier, und jetzt bleibe er hier: Er habe etwas bestellt, und damit sei es gut. In welchem Tempo er es verzehre, das sei seine persönliche Sache. Ein heikler Fall. Das Problem wird später auf sehr einfache Weise gelöst. Als der Gast sich für einige Augenblicke von seinem Tisch entfernt, entfernt der Kellner behend Stuhl und Bierglas. Der sparsame Gast kehrt an seinen Platz zurück und schimpft erregt: Laß ick mir nich jefallen ... Wat fällt'n den vierzehnkarätigen Affen in ... Doch mal sehen ..." Aber es bleibt bei großen Worten. Seine Position ist aussichtslos, und unter abebbendem Geschimpf trudelt er schließlich dem Ausgang entgegen.

Einige Ecken des etwas verschachtelt gebauten Lokals sind in Nischen aufgeteilt, in denen sich Pärchen gütlich tun. Viele Rücksichten brauchen hier nicht genommen zu werden. Es wird geknutscht und gedrückt, und wenn nur das Trinken dabei nicht vergessen wird, ist der Kellner der letzte, der gegen solche ja schließlich noch immer dezenten Liebesregungen etwas einzuwenden hat. In gewissen Zeitabständen schießt, mit einem breiten, handfesten Tragkorb bewaffnet, ein Boy aus der Küche heraus, dessen Aufgabe das Einsammeln der herumstehenden Teller und Tassen ist. Rasch genug füllt sich sein geräumiges Transportgerät, und wenn er zur Küche zurückkehrt, schleppt er Aufwaschmaterial von geradezu amerikanischen Dimensionen mit sich.

Einkaufen gehen...

In den kleinen Dingen des Lebens, da liegt der Hund begraben! Nach außen hin machen sie ein harmloses Gesicht — in Wirklichkeit sind sie voll Tücke und List.

Bemerke ich da neulich zum Beispiel, daß meine Zahnbürste anfängt, schäbig zu werden. Sie streckt ihre letzten Borsten in die Luft und hat von dieser Welt genug.

„Na," denke ich, „man muß halt eine neue Zahnbürste kaufen. Das ist eine einfache Sache." Und gehe los, direkt in das nächste Parfümeriegeschäft. „Guten Tag," sage ich, „geben Sie mir eine Zahnbürste" — und ich glaube, daß alles in zwei Minuten erledigt sein wird, kaufen, bezahlen, einpacken und weggehen.

Fragt sie, die Verkäuferin, eine ganz hübsche junge Person: „Eine Zahnbürste? Oh, bitte sehr! Was für eine?"

„Was für eine?" frage ich. „Wie soll ich das wissen?"

Meint sie: „Eine gewöhnliche? Oder darf es eine bessere sein?"

„Ach so," sage ich, „eine ganz gewöhnliche. Oder auch eine bessere. Das ist mir alles eins. Zeigen Sie mir halt etwas."

Jetzt geht der Teufel los. Sie nimmt von der Wand ein paar Dutzend Schachteln herunter, stellt sie auf den Ladentisch und packt aus. Da gibt es hölzerne Zahnbürsten und beinerne und noch andere mit farbigen durchsichtigen Griffen, solche, die gerade, und solche, die krumm gebogen sind, welche mit weichen, welche mit harten Borsten, mit Auszahnungen und ohne und noch alle möglichen Kombinationen dazu, kein Mensch weiß warum. Der Kuckuck mag wissen, welche man nehmen soll — ich weiß es nicht.

Was verstehe ich davon? Ich bin ja kein Fachmann in Zahnbürsten. Aber jetzt soll ich noch aus diesem Haufen da eine aussuchen! Ach, denke ich — Unterschied hin, Unterschied her —, bei mir ist der Preis die Hauptsache. „Welche ist die billigste?" frage ich also, „ich bin in Zahnbürsten nicht wählerisch. Die billigste wird gerade recht sein."

Darauf legt sie mit spitzigen Fingern eine magere, armselige Bürste vor mich hin. Ich sehe sie an, sie tut mir leid.

„Ist die auch was wert?" frage ich.

„O ja," sagt die Verkäuferin recht gedehnt, „für den Preis ist sie ganz gut", dann nach einer Weile, während ich das arme Dingsda hin- und herdrehe, meint sie: „Ich würde Ihnen aber doch eine bessere empfehlen, die Ihnen doppelt so lange hält und nur um die Hälfte teurer ist."

„So," sage ich, „das ist interessant. Das ist ja dann eine Riesenersparnis. Lassen Sie sehen."

Und die nette Person da erzählt mir im Verlauf der Dinge ganz gern, wie man so eine Bürste macht und was die Unterschiede zu bedeuten haben. Das interessiert mich sehr, weil ich nichts davon verstehe. Kurzum, ich fange zu fragen an, sie antwortet, und auf einmal stellt sich heraus, daß so ein kleiner Schmarren von Bürste eigentlich ein ganz gescheit konstruiertes Ding ist. Und zum Schluß kommen wir beide überein, daß also die teuerste Bürste eigentlich die billigste ist, weil sie noch viel länger hält und noch viel besser unnd gesünder ist als alle anderen. Ich werde ein Jahr damit auskommen, eine Menge Aerzterechnungen ersparen und prachtvoll schöne, weiße Zähne davon haben, vielleicht kann ich dann damit sogar eine gute Partie machen. Das liegt alles, wenn man es genau bedenkt, im Bereich der Möglichkeit.

Die Vorteile dieser Bürste ergeben sich also sonnenklar. Ich kaufe sie gern und bin der netten jungen Dame sogar sehr dankbar dafür.

In dieser Dankbarkeit kaufe ich zu der schönen Bürste auch noch eine Hülse dazu, die das Dingsda schonen wird — wieder eine Ersparnis. Dann noch eine Tube Zahnpasta, die gehört selbstverständlich dazu. Und außer einer feinen Toiletteseife — der letzten aus einer Lieferung, um die sich alle Leute gerissen haben, weil sie so gut ist — noch eine Rasierseife, die gleichzeitig gegen Sommersprossen wirkt, ein Dutzend Rasierklingen, ein Fläschchen mit einem Spezialöl, damit die Haut nach dem Rasieren wieder schön weich wird ... und sonst noch ein paar Dinge, die gerade bei der Hand sind und die man gut brauchen kann.

Ich bin im Kaufen, es macht viel Spaß. Ueberdies: was man für sein Aussehen tut, ist wohlgetan! Und ein Mann, der sich eventuell doch mit Heiratsgedanken befassen will, muß unbedingt auf sich sehen.

Es ist ein ganz schönes, großes Paket, mit dem ich dann endlich nach Hause gehe — fürs Bureau ist es inzwischen zu spät geworden.

Zu Hause, während der Mittagszeit, putze ich mit den vielen schönen Dingen meinen Waschtisch wie einen Weihnachtsbaum auf. Das ist ein hübscher Zeitvertreib. Zum Mittagessen kann ich sowieso nicht mehr gehen, weil ich alles Geld dort in dem lieben Parfümeriegeschäft gelassen habe.

Der Magen, das Tier, knurrt freilich und will keine Ruhe geben.

„Beruhige dich, alter Kerl," sage ich da zu ihm, „vor diesen edleren Genüssen hast du zu kuschen, verstehst du?"

Damit wird mir ganz froh zumute und endlich denke ich mir: Nun, bis zum Ersten werde ich es, ohne zu essen, schon aushalten. Dafür werde ich von nun an täglich vorzüglich Zähne putzen und rasieren können. Die Kollegen im Büro sagen ohnehin immer: „So oft man dich sieht, bist du nie rasiert!" Und wer weiß — die Damen, sagt man, haben scharfe Augen ...

Seither stolziere ich jeden Tag glattrasiert herum.

Aber diese Leute sind so komisch: niemand bemerkt es.

Niemand.

Nicht ein einziger!

Nicht ein Wort reden sie jetzt über mein Aussehen!

Und die Damen?

Ich habe es mir gut überlegt: ich werde doch viel lieber allein bleiben ...

Otto Bielen.

Der Besuch

Novelle von Ludwig Wolfermann.

Es war nicht unbemerkt geblieben, daß Herr Kornelius Lindström Besuch bekam. Er hatte seinem kleinen Neffen Martin für das erste gutbestandene Examen in der Prima eine Woche Urlaub in der Hafenstadt versprochen; er hatte sein Versprechen eingehalten, und Martin in das stille, ein wenig einsame Junggesellenhaus aufgenommen. —

Herr Kornelius Lindström, knapp über die Vierzig hinaus, ernst und gewissenhaft bis zum letzten Westenknopf, hatte zeitig seine Stelle in einer Reederei einer jüngeren Kraft überlassen, während er seine Lebenstage in dem kleinen, ruhigen Häuschen, das seine Mutter über alles geliebt hatte, und das mit blauen Fensterrahmen und weißen, blinkenden Vorhängen freundlich in die Hafenstraße schauten, verbrachte. —

Wie die Menschen nun freundlich waren, als sie Martin an der Hand des ernsten, ältlichen Herrn Kornelius Lindström sahen; wie sie ihm zulächelten und wie nett sie grüßten. Und Herr Lindström grüßte freundlich zurück und schritt stolz weiter. Ach, dieser kleine Herr mit dem ersten wohlbestandenen Examen, an seiner Seite. Bei Gruiters u. Co. trat das Fräulein Jakobea aus der Ladentüre, obwohl es jetzt zweifellos sehr viel Arbeit in der Kolonialwarenhandlung gab, aber das Fräulein Jakobea trat dennoch aus der Ladentüre und rief ihm mit heller Stimme entgegen: „Oh, Herr Lindström, welch ein prächtiger Junge!“

Es war dem Herrn Kornelius Lindström, als wäre alles anders geworden. Knallten nicht die Segel? Schlug nicht laut und gewaltig das Herz des Dampfers? Und rauschte nicht das Kielwasser schöner als ehedem? Und flüsterte es nicht in ihm, mit einer Stimme, die er sonst niemals vernommen hatte? — Was konnte es bloß sein, das ihn so nachdenklich machte, das ihm solche nie gekannte Gefühle gab. —

Martin hingegen, es muß gesagt werden, freute sich maßlos auf die wundervollen Spaziergänge, auf den Besuch in den Werften, auf das bunte, lebensstarke Bild des Hafens. Alle jene Abenteuer von Fribustiern und Seefahrern wurden wieder lebendig. Er schonte die Stille und Verträumtheit des Hauses nicht; er polterte über Stiegen und Gänge, sauste mit lautem Krach und einem empörend harten Schlußpunkt die hölzerne, sauber bebohnte Treppe hinab. Und nur des Sonntags, wenn Herr Kornelius Lindström mit einer kleinen, unscheinbaren Blüte im Knopfloch geschmückt war, mußte er brav und gehorsam an der Hand durch die Straßen gehen, gemessen und wohlerzogen, wie es sich für einen Neffen des Herrn Kornelius geziemt.

Wirklich: Herr Kornelius Lindström hatte sich bisher nie einsam gefühlt. Es wäre ihm niemals eingefallen, über die Einsamkeit ein Flüglein nachzudenken. Aber nun — die Woche war sehr rasch um, und es kam der Tag, da er den Buben an die Bahn bringen mußte, — nun hatte er doch ein eigenartiges, unbekanntes Gefühl. Es kam ihm das große Alleinsein in das Bewußtsein, die leeren, einsamen Zimmer fühlte er plötzlich, und er fragte sich, ob er wohl mit allen Dingen des Lebens zufrieden war. Er fragte sich; aber er antwortete nicht; niemand antwortete ihm. Es war still an diesem letzten Abend.

Das Feuer der Holzklötze prasselte im offenen Kamin und warf eine schwankende, rote Glut in das Zimmer.

Da nahm der hagere, einsame Herr Kornelius Lindström den blonden Buben an den Wangen und sagte — ohne Zweifel, er sagte es ihm wirklich, aber es war ihm, als redete ein Gefühl in ihm: „Martin, willst du bei mir bleiben? So lange du Lust hast?“

„Papa!“ rief Martin und die Freude sprang ihm von den Lippen, aber gleich darauf besann er sich, schüttelte den Kopf, lachte und meinte, ganz ruhig geworden:

„Nee, Onkel Korneli, das geht doch wahrhaftig nicht!“

„So?“ machte Onkel Korneli, ein wenig gedehnt, ohne daß Martin die leise hörbare Enttäuschung empfand.

„Ja, weißt du, meine Mutter, mein Vater, die Schule und meine Freunde! Ach, wo denkst du denn hin, Onkel Korneli!“

„Natürlich, natürlich, die Eltern, die Schule, die Freunde!“ sagte ganz leise Herr Kornelius Lindström und tastete nach der unscheinbaren Blume im Knopfloch.

Das Feuer lärmte auf und eine zuckende karminrote Flut sprang über die dunklen Tapeten. Es blitzte und funkelte in den Vasen, Fayencen und Vitrinen. Und von ganz ferne schwang sich der vorüberwehende Ruf einer Dampfsirene auf und verklang...

„Aber... Martin, wiederkommen wirst du wohl, wenn es dir gefallen hat bei mir? Sieh einmal, ich bin...“

Onkel Korneli sprach nicht weiter; er setzte plötzlich ab. — Mein Gott, er konnte doch nicht ehrlich und ganz laut erzählen, daß er sich sehnte, aus dieser Einsamkeit herauszukommen.

„Wie gut du bist!“ hörte er die Stimme des Knaben. Und er fühlte Martins Knabenhände; sie fuhren langsam und schmeichelnd über das grau werdende Haar des Onkels Korneli. Und Onkel Korneli wurde es seltsam zumute. —

Es war wieder sehr still; so schwermütig war diese Stille und dieses immerwährende Kommen des Schweigens. Die hohe Standuhr in ihrem schwarz gewordenen Gehäuse sang mit silberner Hämmermusik, wie eine Spieldose singt, zart, fein und ferne, ein Lied, Martin summte es mit.

Plötzlich aber klopfte er mit einem regelrechten Gefühl der Männlichkeit dem Onkel Korneli auf die Schulter und fragte: „Sag mal, Onkel Korneli... warum hast du keine Frau?“

Da wandte der also mutig und ohne Umschweif und offen angesprochene Herr Kornelius Lindström sein ernstes, hageres Gesicht, in dem es verstohlen zuckte, dem Kamine zu und schweigend, wortlos sah er in das langsam und beständig zusammenfallende Feuer. — Martin war fort. —

Herr Kornelius Lindström war wieder allein und einsam. Mehr als das: er fühlte nun diese Einsamkeit, über die ihn keine Blume des Sonntags im Knopfloch hinwegtäuschen konnte.

Still und voll von niegekannten Vorwürfen gegen sein Schicksal wanderte er dem Hafen zu, nach Hause. Gelbe Lichter blühten ringsum, das Wasser in den Kanälen war dunkel. Ein Schiff fuhr aus. Herr Kornelius Lindström sah ihm nach. War nicht auch so sein Leben? Konnte er daran nicht ein Gleichnis finden? Eine ungewisse, seltsame Müdigkeit hatte ihn überfallen. Eine erkennende Scheu vor seinem stillwerdenden Leben, seinen einsamen Zimmern. Und er dachte das erstemal daran, wie er lebte und die Jugend... Das war es! Diese verlorene Jugend! Wie er das Alter im Dunkel warten fühlt! Er fühlte einen leichten Regen über seinen Körper gleiten. Er blieb einen Augenblick lang stehen. Da rief ihn jemand an.

Die Stimme kam aus dem Dunkel. Und es war das Fräulein Jakobea, das bei Gruiters u. Co. aus dem Laden trat und ihm entgegenkam. „Guten Abend, Herr Lindström! Wie? Ist Ihr Junge schon wieder fort? Ach, nun werden Sie wieder ganz allein sein!“ Er schwieg. Aus dem Laden kam ein Glockenschlag.

„Warum, Herr Lindström, sind Sie immer so allein? — Warum wollen Sie immer allein sein?“

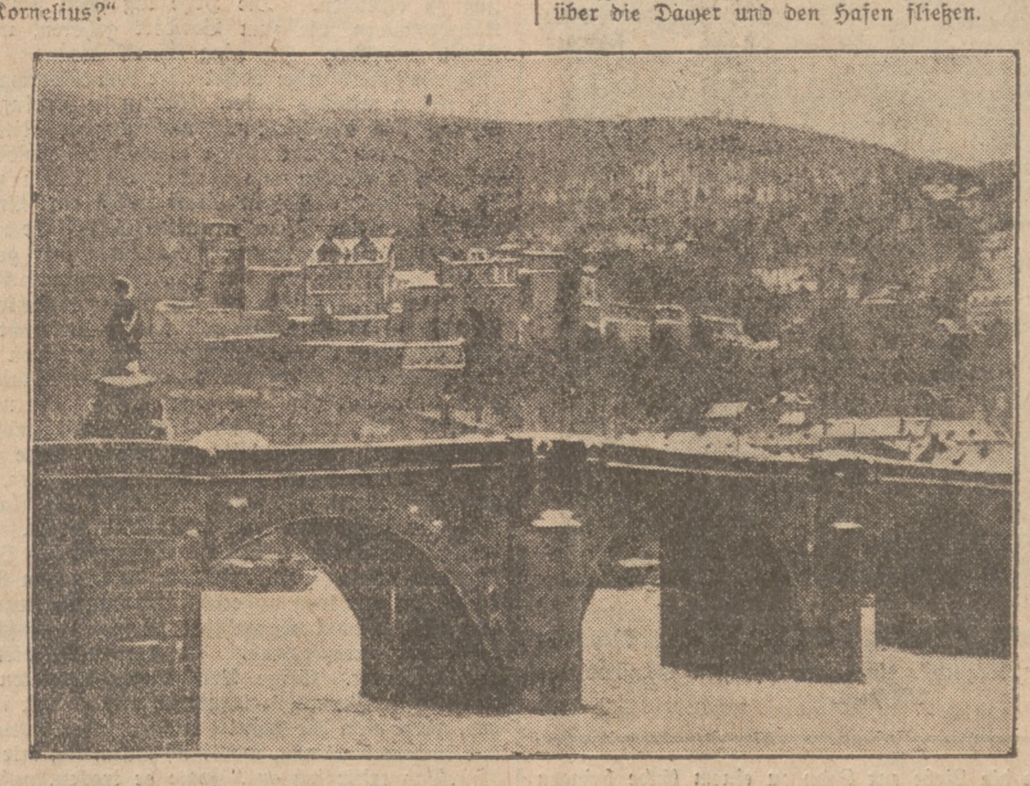
Er schwieg noch immer. Plötzlich wollte er sich abwenden und in die Nacht davongehen. Aber er blieb, und sah dem Fräulein Jakobea in das Gesicht. Und sie fragte leise:

„Warum, Kornelius?“

Da freute er sich jäh. Er freute sich wie ein Kind. Er riß ihre Hand an sich, in Hoffnung und tiefer Freude bebte seine Stimme, in dem einen Wort: „Jakobea!“

Dann eilte er rasch, wie vor Jahren, jung und fest, und wieder jung geworden und berauscht davon, in die Nebelschleier hinein. Und über ihn fielen langsam die Falten der Nacht.

Ein blasser, wie aus Wachs geschnittener Mond ließ durch das graue Nebelglas eine milde, feine Welle silbernen Lichtes über die Dauer und den Hafen fließen.



Heidelbergs „Alte Brücke“ eingefroren

Zum erstenmal seit ihrem Bestehen ist die Karl-Theodor-Brücke in Heidelberg vom Eise vollständig eingeschlossen — eine mittelbare Folge des Baues der neuen Neckarstauschleuse. (Im Hintergrund das Heidelberger Schloß.)

Das Abenteuer der Fliegerin

Von Richard Huelsenbeck.

Was ich hier berichte, hat mir Lady Fowler selbst erzählt; die Zeitungen waren damals, in der allgemeinen Aufregung, über die Dinge nicht genau unterrichtet. Lady Fowler, die sich kurze Wochen vorher von ihrem Manne hatte scheiden lassen, bedurfte zur Ausführung ihrer Pläne eines durchaus zuversichtlichen Menschen. Wer will es ihr verdenken, daß sie Wert darauf legte, jemanden zu finden, dem sie nicht nur die Tüchtigkeit, sondern auch die Männlichkeit bewundern konnte.

Man hat Lady Fowler als berechnend und kalt bezeichnet; ich kann versichern, daß weder der eine noch der andere Vorwurf zutrifft und daß sie nur der Verleumdung zum Opfer gefallen ist, die heute noch, trotz einer allgemeinen Veränderung der öffentlichen Meinung, die Frauen verfolgt, die es wagen, sich auf eigene Faust durchs Leben zu schlagen. Lady Fowler, die Leute, die etwas von diesen Dingen verstehen, heute als die kühnste Fliegerin Amerikas bezeichnen, hat im Grunde ein weiches weibliches Herz, sie weiß bei vielen Gelegenheiten ihrem rauhen soldatischen Gewerbe einen Schimmer fraulicher Güte mitzuteilen, der ihre Kollegen in Entzücken versetzt.

Ihr Vater, der alte William Fowler, der aus England herübergewandert ist, war, wie Sie vielleicht wissen, in seiner Heimatstadt in Colorado ein angesehener Mann; er begann mit einem Eiswagen, verkaufte lange Zeit alte Kleider und ging schließlich zum Getreidehandel, wo er sein Glück machte. Das sind Dinge, die hier vielleicht nicht interessieren, ich erwähne sie nur, um zu zeigen, daß Lady Fowler von ihren Eltern die guten Eigenschaften mitbekommen hat, die die Nation heute an ihr bewundert: Selbständigkeit, Ehrlichkeit, Vertrauen auf die Zukunft und jenes unnennbare amerikanische Geschick, die Dinge anzufassen.

Ich habe Lady Fowler als Mädchen gekannt und weiß, wie sie beschaffen ist, mir braucht niemand Näheres zu sagen. Schon damals fiel sie in allen sportlichen Spielen durch ihre unbedingte Kühnheit und Zähigkeit auf, man sagte ihr eine große Zukunft voraus. Ein Mann, der eine solche Frau heiratet, muß natürlich begreifen, daß er damit eine Aufgabe übernimmt, deren Lösung nur durch eine starke Zurückstellung eigener Ehrgeize und Wünsche zu erreichen ist. Fowler war für den Posten eines Ehemanns bei Lady Fowler vollkommen ungeeignet, denn er verband ein großes Selbstbewußtsein mit nur geringen kaufmännischen Fähigkeiten. Er war ihr gegenüber von einer stets wachsenden Eifersucht erfüllt, bis dann der Tag ihrer Ernennung zum Direktor des Flughafens in Chicago seine Eifersucht in Haß verwandelte und er seiner Frau etwas antat, was das amerikanische Gesetz, wie Sie wissen, sehr ungünstig beurteilt: er schlug ihr ins Gesicht, Lady Fowler, die gewiß selbst kein Schwächling ist, nahm alles auf sich, weil sie den Mann, der ihrer nicht wert war, immer noch liebte. Die erste Zeit nach der Scheidung ging sie herum wie eine Schwerkranke, jeder konnte ihr ansehen, wie sehr sie unter der Trennung litt.

Sie suchte mit angestrengter Arbeit über ihr Unglück hinwegzukommen; damals faßte sie den Plan, den Ozean zu überfliegen. Ich glaube wenigstens, daß sie in dieser Zeit seelischer Depression und künstlich erhöhter Arbeitsleistung darauf verfallen ist. Andere meinen, sie hätte mit Fowler schon darüber gesprochen. Fowlers Interesse für die Fliegerei war nur so groß wie sein Geschäftsinteresse; durch den Vertrieb von Flugzeugersatzteilen kam er mit allen wichtigen, für den Flugsport und die Verkehrsfliegerei bedeutsamen Persönlichkeiten zusammen. Er selbst flog selten und warnte stets seine Frau vor Unternehmungen, die den direkten Aufgabekreis überschritten.

Wenn Lady Fowler ihrem ehemaligen Gatten von dem Plan des Ozeanfluges gesprochen hat, muß sie ihn auch aufgefordert haben, daran teilzunehmen. Man weiß nicht, ob und wie er sich zu einem derartigen Angebot eingestellt hätte, nach meiner Kenntnis seines Charakters würde er es abgelehnt haben. Nach der Trennung von Fowler bedurfte die Frau jedenfalls eines Vertrauten, und es scheint mir wahrscheinlich, daß sie bei der Ueberlegung einer solchen Notwendigkeit, gleich daran gedacht hat, sich einen Mann zu beschaffen, der das Herz und die Eignung hätte, sie bei dem großen Wagnis zu begleiten.

Sie erinnern sich noch, wie die Oeffentlichkeit auf das Inserat reagierte, das kurz nach den Notizen der Zeitungen erschien, die den projektierten Ozeanflug meldeten. Es sollen sich damals etwa zehntausend junge Männer aus allen Staaten Amerikas, auch aus Japan und China im Hotel Pennsylvania gemeldet haben, wo Lady Fowler ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zehn Angestellte arbeiteten täglich acht Stunden, um die Namen, Geburtsdaten und Angaben der Bewerber zu prüfen und in eine Kartothek zu versenken. Sieger wurde Christian Young, der Bankgehilfe, der das Glück hatte, Lady Fowler durch die Farbe seiner Haare an ihren Bruder zu erinnern. Sein Bild ging durch alle Magazine, und man berichtete, seine Schönheit sei die eines Mädchens, sein Benehmen von einer seltenen Anmut, seine Stärke die eines Dempsey.

Olson, der Mechaniker der Lady Fowler, war der Sohn eines dänischen Kneipenbesitzers; die Unregelmäßigkeit seiner Züge und eine auffällige Gedrungenheit seiner Figur verleiteten auf den ersten Blick zu einer ungünstigen Beurteilung seines Charakters. Lady Fowler benahm sich ihm gegenüber immer sehr vertraulich, daß bald Gerüchte auftauchten, die beiden ständen sich näher, als man es wahr haben wollte. Ich bin überzeugt, daß diesen Behauptungen keine Tatsachen entsprechen, weil Lady Fowler zwar eine besonders gütige Art hatte, mit ihren Angestellten umzugehen, aber niemals die Grenzen vergaß, die ihr der Anstand steckte. Zumal, da sie, wie ich schon sagte, ihren Mann trotz aller seiner schlechten Eigenschaften sehr liebte. Tatsache ist allein, daß Olson bis über beide Ohren in Lady Fowler verliebt war, und daß er, wie die späteren Ereignisse gezeigt haben, weniger als andere — der ganze Flugplatz liebte die Lady — es verstand, seine Triebe unter Kontrolle zu halten.

Eine Beteiligung Fowlers an dem Unglück der „Palme von Kalifornien“ scheint mir unwahrscheinlich, wenn die Oeffentlichkeit auch behauptet, er habe sich mit Olson, den man zu einem hoffnungslos und unglücklich Verliebten macht, zu der verbrecherischen Absicht verbunden. Fowler ist ein Mann von schwachen Energien, und ich glaube nicht, daß er fähig ist, jemanden zu einer verbrecherischen Tat zu hetzen. Was soll Fowler nach der Scheidung noch für ein Interesse daran gehabt haben, daß seine Frau mit der „Palme von Kalifornien“ abstürzte. Er mag sie gehaßt haben — aber haßte er sie so, daß er ihr den Tod wünschte? Bei noch so geringer Einsicht mußte er sich sagen, daß er selbst an dem Scheitern dieser Ehe die Schuld trug und daß das Gericht, dem nicht nur die Tatsache eines Faustschlages ins Gesicht als Delikt vorlag, ein gerechtes Urteil gefällt hatte. Viel wahrscheinlicher ist die Vermutung, daß Olson von sich aus



Gabriele Reuter 70 Jahre alt

Die bekannte deutsche Schriftstellerin Gabriele Reuter begeht am 8. Februar ihren 70. Geburtstag. Ihren größten Erfolg hatte sie mit ihrem Roman „Aus guter Familie“, der in zahlreichen Auflagen erschienen ist. Die Dichterin erfreut sich auch heute noch außerordentlicher geistiger Frische und Rüstigkeit.



Zu Moritz von Schwinds 125. Geburtstag

„Des Knaben Wunderhorn“, eines der schönsten Gemälde des Meisters.

glaubte, so oder so die Liebe zur Lady zu einem Ende bringen zu müssen, daß er, als Christian Young engagiert wurde, in Eifersucht explodierte und dabei auf den entsetzlichen Plan kam, das Flugzeug zu beschädigen, um sich und allen Mitfahrenden den Tod zu geben.

Die Lady erzählte mir, daß ihr schon bei Beginn des Fluges die Unruhe und das verstörte Gesicht Olsons aufgefallen sei. Als die „Palme von Kalifornien“ den Staat Neuyork überflogen hatte, wurde ihr klar, daß an der Maschinerie etwas nicht in Ordnung war, ohne daß sie hätte sagen können, um was es sich handelte. Auf die Vermutung, Olson könnte als Saboteur tätig gewesen sein, kam sie noch nicht, aber sie begann schon, ihn mißtrauisch zu beobachten. Der Motor fing an, in beunruhigender Weise zu klopfen; Lady Fowler, die das Geräusch des Propellers genau kannte wie eine Pianistin ihre Noten, stutzte, sie konnte nicht begreifen, daß das, was sie wochenlang gewissenhaft geprüft hatte, nun plötzlich nicht funktionieren sollte. Olson saß mit einem dumpfen Gesicht, er hielt die Hände zu Fäusten geballt auf seinen Knien.

Der Höhenmesser zeigte fünfzehnhundert; da eine Nebelwand hochkam, hielt Lady Fowler es für richtig, noch höher hinaufzugehen. Sie gab Olson die Anweisung, mehr Gas zu geben. Der Motor antwortete auf die stärkere Beanspruchung mit einem klappernden Ton, der bei der Lady und Christian Young höchste Beunruhigung hervorrief. Sie suchten sich mit Olson darüber zu verständigen; sie wollten wissen, ob er glaube, es sei richtiger, niederzugehen. Sie konnten noch nicht allzuweit von Land entfernt sein, eines der vielen Küstenschiffe hätte sie aufnehmen und retten können.

Was danach kam, konnte mir Lady Fowler nicht genau angeben. Es scheint, daß Olson die Vereitelung seines Planes fürchtete; eine Unterbrechung des Fluges hätte seine Absichten natürlich unterbunden. In einem Moment, als Christian Young sich niederbeugte, um die Benzinleitung zu untersuchen, zog er einen Revolver, legte auf Lady Fowler an und schoß.

Der Schuß traf sie, wie Sie aus den Zeitungen wissen, in die Schulter. Als Young begriff, was vor sich ging, stürzte er sich auf Olson, er wollte ihm den Revolver entreißen. Lady Fowler weiß noch, daß ein Knall, dumpfer als der einer Kugel, die den Lauf einer Waffe verläßt, sie erzittern ließ. Eine Flamme schoß hoch, das Flugzeug überschlug sich und stürzte in das Wasser des Ozeans.

Olson verbrannte, Young ertrank, und die Lady wurde im letzten Augenblick von einem Fischdampfer aufgegriffen. Sie liegt mit gebrochenen Beinen und Armen im Hospital. Wenn die Aerzte mir mitteilen, daß sie auf dem Wege der Besserung ist, können wir sie mal aufsuchen. Sie werden von ihr selbst erfahren, daß meine Behauptungen in dieser aufregenden Angelegenheit begründeter sind, als daß, was die Oeffentlichkeit sich darüber erzählt.

Spuk im Moor

Von Werner Illing.

Es war spät am Abend. Ich kam aus lustiger Gesellschaft von Koweiken herüber und wollte nach Sorgau, um den letzten Zug zu erreichen. Die Höhe lag schon hinter mir. In den Kätnerhäusern, die zum Vorwerk gehören, waren die Lichter längst verloschen. Ich ging schnell voran. Der Viertelmond hing wie eine blutige Sichel über dem Moorwald. In den Gräben flossen milchige Nebel. Wer in sie hineingerät, den ersticken sie, dachte ich und hielt mich mehr auf der Mitte des Weges.

Dort, wo das niedrige Gebüsch abschneidet und die alten Erlen und Weiden wie verkrüppelte Riesen im Morast knien, die ihre hundertfältigen Arme in grauser Angst emporstrecken, trat plötzlich ein Mann an meine Seite. Er war ebenso unversehens da, wie vorher niemand neben mir gewesen war. Die Nebel hatten ihn aus den schwarzen Moorlachen herausgesogen. Der Stoff des schäbigen Anzugs zog graue Schleierfäden nach sich. Der Mann dampfte. Soweit ich im Zwielicht sein blasses Gesicht erkennen konnte, glänzte es feucht von Schweiß. Seine Brust arbeitete schnell, gleichwohl fragte er mich mit etwas heiserer, aber ganz ruhiger Stimme: „Sie gehen nach Sorgau?“

Ich nickte, während ich meinen Schritt möglichst unauffällig beschleunigte. Er hielt sich an meiner Seite und meinte kurz: „Ich gehe mit!“ Es schien mir nicht ratsam, diese aufgezwungene Begleitung auszuschlagen, zumal die Augen des Mannes mich aus halbgeschlossenen Lidern belauerten. Seine ganze Haltung hatte etwas Schleichend-Bedrohliches. Ich überlegte, daß ich mein ganzes Geld, mit dem ich bis zum Monatsende leben mußte, bei mir trug, außerdem einen guten Anzug und den neuen, noch nicht einmal abgezahlten Mantel. Ich schätzte die Aussichten eines Kampfes ab. Er war nicht viel kleiner als ich, aber schlanker. Seine Bewegungen verrieten Kraft und Gewandtheit. Immerhin traute ich mir zu, mit ihm fertig zu werden, wenn nicht der Mantel mich gehindert hätte. Ich zog ihn also mit kurzem Ruck aus, wobei ich murmelte, mir wäre zu heiß.

„Das trifft sich gut,“ sagte er trocken, nahm mir das Kleidungsstück ohne Umstände aus der Hand und schlüpfte hinein. „Mir ist nämlich kalt.“ — Bevor ich noch protestieren konnte — im Augenblick hatte mich diese unerhörte Frechheit geradezu gelähmt —, faßte er mich beinahe freundschaftlich am Arm und flüsterte mir zu: „Wenn es nicht schief geht, kriegen sie ihn bestimmt wieder...“ — Die ironische Ueberlegenheit im Ton ärgerte mich zwar, aber sie beruhigte mich zugleich seltsamerweise. Ueberdies hatte er sich nun selbst in den Nachteil gesetzt, den ich anfangs für mich gefürchtet hatte.

Mein Begleiter neigte sich mir zu, hob seine Hände wie zur Unterstützung seiner Rede und rief mit völlig veränderter hoher Stimme: „Aber, Herr Pfarrer, Sie wollen mir doch nicht im Ernst einreden, daß der Herr Jesus mit einem Brot fünftausend arme Teufel sattmachen konnte.“ Er lachte ein herzerfrischend ungläubiges Gelächter, dem immerhin einiger Respekt beigemischt war.

Sofort antwortete er sich selbst im tiefen gütigen Predigerton: „Am Evangelium darf man nicht zweifeln, junger Mann. Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, weshalb sollen nicht fünftausend hungrige Menschen vor ihm wie eine Seele sein, die sein Wort speist und tränkt. Denn das Wort Gottes ist Brot...“

Hier wurde der „junge Mann“, der doch eben noch der Pfarrer gewesen war, hitzig. Seine Stimme überschlug sich fast. In den Pausen, da ihm vor Eifer die Worte ausgingen, lauschte der neutrale Dritte, nämlich der, der neben mir ging und die beiden in die geisternde Nacht. Seine Züge spannten sich raubtierhaft. Mir wurde wirklich Angst vor ihm. Aber schon rief er in der Rolle des jungen Gläubigen: „Brot ist Brot, Herr Pfarrer. — Und der Segen, der einige tausend Hungerleider satt gemacht hätte, ist noch nicht gesprochen worden...“

„Aber... aber...“ begütigte der geistliche Herr.

Hinter uns vernahm ich Schritte, die aber noch fern zu sein schienen. Da blinkte uns auch schon von vorn ein trübes, durch den Nebel gedämpftes Licht entgegen. Der Mann schob seinen Arm unter meinen, preßte ihn wie in einen Schraubstock und zischte mir ins Ohr: „Keinen Laut, Kerl!“ Und rief auch schon fröhlich: „Kein Aber, Herr Pfarrer! Auch ein Wunder will gemacht sein, von selbst geht nichts in der Welt. Brot ist nun einmal...“ — Da war das Licht schräg vor uns. Zwei Gestalten hoben sich aus dem Dunkel. Ich erkannte deutlich zwei Gendarmen am übergehängten Gewehr. Mit der Rechten krallte sich mein Begleiter an mir fest, daß ich fast schreien mußte. Die Linke aber reckte er pathetisch gegen den Himmel, und zwar genau in dem Moment, als das Licht schwach über uns hinwegkroch: Mit starker Stimme orgelte der Pfarrer, als habe er die ganze Gemeinde vor sich: „Wahrlich, junger Mensch, Gott ist weit von dir gewichen. Es ist finster in deiner Seele. Wer nur nach irdischer Nahrung trachtet, der verdirbt sich den Magen für die himmlische Kost....“

Der würdige Herr fing an, geräuschvoll und gar gewaltig zu husten. Am Beben des Körpers spürte ich, daß mein Begleiter ein angestautes ungeheuerliches Lachen auf diese Weise entlud und wurde beinahe von seiner Heiterkeit angesteckt, obwohl mir kalte Schauer über den Rücken liefen.

Er setzte das sonderbare Zwiegespräch mit einiger Schonung seiner wandlungsfähigen Stimme fort und gab mich frei. So kamen wir unangefochten am Krug vorüber, wo alles längst im Schlafe lag. Endlich kroch das Moor hinter uns. Das Gebüsch trat auseinander. Einige Lichter zeigten Dorf und Bahnhof an.

Die Litanei verstummte. Der Mann schöpfte tief Atem, ging noch einige Schritte schweigend an meiner Seite, wie in Gedanken, dann glitt er mit katzenartiger Gewandtheit aus dem Mantel, warf ihn mir zu und sprang in den Acker. Die Nacht hatte ihn augenblicklich verschlungen. Ich zog die Uhr. Wir hatten den Erlenwald in unglaublich kurzer Zeit durchquert. Der Zug war erst in einer halben Stunde fällig. Ich verlangsamte die Gangart und grübelte, ob ich nicht doch auf die Gefahr des Lebens hin die Gendarmen hätte anrufen sollen. Zugleich erfüllte mich die Tatsache, den Hütern des Gesetzes, wenn auch gezwungenermaßen, einen Streich gespielt zu haben, mit höchst unmoralischem Stolz. Wer jener Unbekannte war, habe ich nie erfahren. Habe mich nie darum bekümmert. Daß er aber mindestens einige Semester Theologie hinter sich hatte, darauf möchte ich meinen Kopf verwetten: so gewaltig hatte er Gottes Wort gepredigt und so ungläubig darüber gelacht.

Jetzt oder nie

Von Kurt Riedel.

„Herr Müller... Herr Müller, Servus Herr Müller! Endlich trifft man Sie mal.“

„Ah, Tag auch Herr Schulze! Wie gehts denn, lieber Freund? Gesund und munter, die Kinderchen auch? Vortrefflich. Ja, ja, Ihnen sieht man es an, daß es Ihnen gut geht, Sie...“

„Ich war schon dreimal bei Ihnen, Sie wissen schon, wegen...“

„Ach, wie ich das bedaure. Na, so was. Meine Frau sagte schon immer: Herr Schulze könnte uns doch auch einmal besuchen. Na, ich dachte mir...“

„Und geschrieben habe ich Ihnen auch schon mehrmals, zuletzt sogar mit einem Einschreib-...“

„Stimmt, mein bester Herr Schulze, aber ich habe so gar keine Zeit gefunden, ich bin jetzt mit Arbeit so überlastet, daß...“

„Das freut mich aber sehr, da kann ich ja darauf rechnen, daß ich endlich...“

„Und der Aerger, Herr Schulze, Sie machen sich keinen Begriff davon. Man arbeitet, arbeitet wie ein Pferd, aber ehe so die Rechnungen bezahlt werden, ehe man...“

„Ja, aber die hundert Mark sind nun schon...“

„Gewiß, gewiß, mein allerbester Herr Schulze. Erst vorige Woche war ich bei Ihnen, Ihr Dienstmädchen sagte mir aber...“

„Na, Sie wissen doch, daß ich um diese Zeit immer, immer, Herr Müller, in meinem Büro anzutreffen bin, schließlich hätten Sie die hundert Mark doch auch...“

„Ja, ja, stimmt, daran hatte ich auch gar nicht gedacht. Aber die allereinfachsten Sachen übersieht man, so ist's doch im Leben, Herr Schulze. Wenn man so überlegt, wie die elementarsten Dinge möglichst kompliziert gestaltet werden — was sagen Sie bloß zu dem Verhalten unserer Regierung...?“

„Ich wünsche nur, daß...“

„Das wünscht wohl Jeder, mein bester Freund, dieser Zick-Zack-Kurs muß endlich einmal ein Ende...“

„Nein, nein, Herr Müller, ich meine immer noch: nervus rerum und nicht: Panzerkreuzer und Locarno. Einzig und allein...“

„Stimmt bester Herr Schulze. Der Ruhrkonflikt schädigt uns alle in...“

„Also, wie ist das nun mit meinen hundert Mark, Herr Müller,“ drängelte Schulze energisch.

„Aber, lieber Freund, selbstverständlich. Ich sagte Ihnen doch schon, selbst meine Frau hat sich gewundert, daß Sie uns nicht einmal besuchten. Allerdings waren wir viel weg, meine Schwiegermutter war sehr schwer erkrankt. Ach, es ist ein Jammer mit so alten Leuten. Denken Sie sich nur, alter Freund, mit siebzig Jahren bekommt die Frau doppelseitige Lungenentzündung und gleichzeitig eine Rippenfellentzündung, die nicht von Pappe war, außerdem...“

„Das ist sehr bedauerlich, aber...“

„Ja, aber das ist noch nicht alles. Nach einer Woche trat noch Nierenschwund hinzu, kurzum, die Aerzte hatten sie schon aufgegeben. Na, was soll ich Ihnen sagen, ich...“

„Hundert Mark...“

„Hunderte von Mark habe ich dran gewandt, sie zu retten. Sie wissen ja, Wohltun trägt Zinsen, bester Freund. Ich hab sie in die Klinik schaffen lassen, trotzdem auch ich sehr zu rechnen habe, na, Sie wissen ja, wie, Herr Schulze. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, ein wahres Sprichwort. Na, kurz und gut, ich hatt' sie auch schon über'm Damm...“

„Gott sei Dank, also wie ist es...?“

„Ja, man soll den Tag nicht vor den Abend loben. Kaum habe ich sie wieder zu Hause, kommt ein Rückschlag...“

„Tut mir leid, Herr Müller, aber ich möchte nun...

„Danke, danke, Herr Schulze. Aufrichtiges Beileid findet man so selten; na, unter so guten Freunden, wie wir es sind, ist es ja selbstverständlich. Also heute vor vierzehn Tagen ist sie gestorben, gerade an dem Tage, an dem unser Admiral Scheer auch starb. Ja, ja, es ist ein Jammer, die besten gehen von uns. Wenn man bedenkt, so ein tüchtiger...“

„Der Teufel hole Ihre...“

„Nanu, Herr Schulze, haben Sie ihre politische Gesinnung geändert? Das ist mir neu, seit wann denn? Sie waren doch...“

„Machen Sie keine Flausen, meine hundert Mark...“

„Ach so, aber mein bester Freund, deswegen brauchen Sie doch nicht so aufgeregt zu sein, die Leute bleiben ja stehen, Sie tun ja gerade so, als wenn ich ein Betrüger wäre! Selbstverständlich bekommen Sie Ihr Geld. Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich Sie aufgesucht hatte, aber...“

„Schön,“ sagte Schulze besänftigt, „ich war nicht zu Hause...“

„Na also,“ erwiderte Müller gekränkt.

„...dann werden Sie mir ja jetzt das Geld geben können.“

„Selbstverständlich bekommen Sie Ihr Geld, mein lieber Freund, aber ich schleppe mich doch nicht immer mit hundert Mark auf der Straße rum, ich...“

„Zahlen tun Sie nicht, auf Mahnungen reagieren Sie nicht, immer vertrösten Sie mich, nun geht die Sache schon über ein Jahr, jetzt will ich Geld sehen...“

„Sicher, lieber Freund. Heute noch überweise ich es...“

„Nein, nein. Ich begleite Sie nach Hause, da können Sie sich das Porto sparen, außerdem...“

„Aber, mein bester Herr Schulze, ich sagte Ihnen doch schon, daß ich durch die Krankheit und den Tod meiner Schwiegermutter so große Ausgaben hatte...“

„Haben Sie nun das Geld oder nicht?“

„... und die Erbschaftsauseinandersetzung zieht sich so in die Länge...“

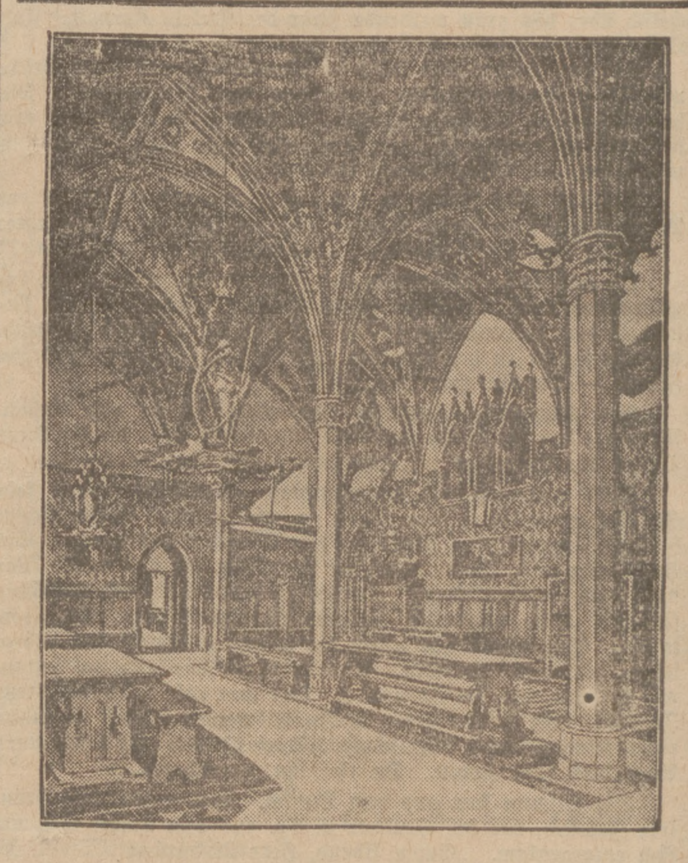
„Wann bekomme ich nun mein Geld,“ fauchte Schulze.

„Spätestens in acht Tagen, bestimmt, mein lieber Freund. Sehen Sie, ich war sowieso auf dem Wege zu Ihnen...“

„Zu mir?“ knurrte Schulze.

„Selbstverständlich. Sie müssen doch Verständnis dafür haben, bester Freund, daß so etwas nicht über's Knie zu brechen ist, daß es sogar mit viel Laufereien und Unkosten obendrein verbunden ist, und da wollte ich Sie bitten, mir bis dahin noch mit zweihundert Mark aus der momentanen Verlegenheit zu helfen.“

Hier rührte Herrn Schulze der Schlag.



Der Konventsaal im Hochschloß der Marienburg

des einstigen Sitzes des Ordensmeisters des Deutschen Ritterordens.

Börsenkurse vom 26. 1. 1929

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 zł	=	47.004 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	2.2 70 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	47.004 Rmk.

sind diese Leute ihren Kunden gegenüber noch grob und die Hausfrauen müssen diese Grobheiten einstecken. In einem Ort wie Godullahütte würden reichlich 3 Bäcker und 3 Fleischer ein Auskommen finden. Das läßt sich aber nicht machen, weil in Godullahütte keine Privatbauten existieren. Der Ort ist Eigentum der „Spolka Akcyjna Godulla“ und das Grundstück in der ganzen Umgebung auch. Die „Spolka Godulla“ will keine Bauparzellen an Privatpersonen abtreten und baut selbst keine neuen Läden und auch keine neuen Häuser. Daher diese Plagerei für die dortigen Hausfrauen, die teuer und schlecht einkaufen, oder aber weite Strecken zurücklegen müssen, wenn sie etwas günstiger einkaufen wollen. Die Hüttenverwaltung könnte hier leicht Abhilfe schaffen und das ist sie auch ihren Arbeitern gegenüber verpflichtet. Sie sollte ein Kaufhaus im Orte mit mehreren Läden bauen, ähnlich, wie das seinerzeit in Friedenshütte geschehen ist. In Friedenshütte befindet sich auch nur ein einziges Kaufhaus, aber dort sind mindestens 20 Läden nebeneinander, die gegenseitig konkurrieren. Das fehlt eben in Godullahütte.

Rybnik und Umgebung

Vom elektrischen Strom getötet. Der 56jährige Arbeiter Eusebius Czernik von der Elektrizitätszentrale der Donnersmarckgrube in Chwalowitz kam vor einigen Tagen mit einem elektrischen Draht in Berührung und wurde sofort getötet. Czernik ist verheiratet und Vater mehrerer Kinder.

Tragischer Tod. In Thurze wurde vor einigen Tagen eine aus Deutsch-Oberschlesien stammende Frau beim Leichenbegängnis der Landwirtsehefrau Fonfara vom Herzschlage getroffen. Der Tod trat sofort ein.

Deutsch-Oberschlesien

Beuthen. (Einem Wechselschwindler zum Opfer gefallen.) Am Donnerstag gegen 12 Uhr wurde eine Verkäuferin in dem Vorraum der hiesigen Dresdner Bank von einem unbekannten Manne angehalten. Die Verkäuferin war von ihrem Chef beauftragt, bei der Bank 1300 Mark einzuzahlen. Der Unbekannte bat um Einwechselung eines größeren Betrages in Zehnmarkscheinen. Sie kam auch dem Ansuchen des Mannes nach und wechselte ihm einen größeren Betrag in Zehnmarkscheine um. Der Mann verstand es aber, die Verkäuferin beim Zählen des Wechselgeldes durch verschiedene Machinationen derart wirr zu machen, daß sie die Uebersicht über ihre Gelder verlor. Nach dem Wechseln verschwand der Mann.

Sportliches

Ostoberschlesische Boxersiege.

Der Schützenhaussaal in Beuthen war beim Kampfabend des V. f. L.-Beuthen sehr gut besucht. Die Gäste aus Polen zeigten wesentliche Fortschritte. Es gab einige schöne und spannende Kämpfe.

Die Bantamgewichtler Bregulla (112 Pfund) und Jamrus (115), beide V. f. L., eröffneten mit erheblicher Verspätung den Kampfabend. In der ersten Runde sammelte Bregulla Punkte, Jamrus holte aber dann auf und stellte in der dritten Runde den Punktsieg sicher. Die Federgewichtler Ciupka (110) und Janus (114) waren das nächste Paar. Wegen einer Beinverletzung mußte Janus schon in der ersten Runde aufgeben. Sladek (129) lag bald seinem Gegner Hallmann (132) gegenüber im Vorteil. Wegen Nachschlagens wurde Hallmann disqualifiziert. Den ersten Hauptkampf lieferten sich die Fliegengewichtler Nicklewitz (101) V. f. L. und Tasarek (102) Kattowitz. Der Beuthener traf hier auf einen harten Gegner. In der zweiten Runde drängte Nicklewitz. Er suchte den entscheidenden Schlag anzubringen, was ihm aber nicht gelang. In der dritten Runde kommt Tasarek mächtig auf und buchte die Runde für sich. Der Kampf endete unentschieden. Im Federgewicht trafen Janetzki V. f. L. (110) und Radwainski Kattowitz (111) aufeinander. Die erste Runde gehörte Janetzki. In der zweiten Runde holte der Kattowitzer auf. Janetzki mußte manchen schweren Schlag einstecken. Radwainski wurde zum Sieger erklärt, doch wäre ein Unentschieden besser am Platze gewesen.

Groschek V. f. L. (121) und Zdralek Hindenburg (121) besteigen nach einer Pause den Ring. Mit wuchtigen Schlägen eröffnete Groschek den Kampf. Ein Schwinger brachte Zdralek zu Boden. Die dritte Runde ging über 4 Minuten. Zdralek kam zunächst auf, aber im Endspurt gelang es dem Beuthener, seinen Gegner nochmals zu Boden zu bringen, was ihm den Sieg einbrachte. Mit Spannung wurde die Begegnung im Leichtgewicht zwischen Machon V. f. L. (112) und Kroczek Kattowitz (113) erwartet.

In der zweiten Runde mußte Kroczek zweimal zu Boden. Der Punktsieg Machons war sehr hoch. Da der Beuthener seinen 25. Kampf austrug, wurde ihm vom V. f. L.-Beuthen ein Pokal überreicht.

Der Kampf im Weltergewicht zwischen Solka V. f. L. (126) und Gawlik Kattowitz (125) endete mit dem Siege des Letzteren.

In der Schlußrunde trat die Ueberlegenheit Gawliks klar zu Tage. Einen wenig schönen Kampf lieferten sich die Weltgewichtler Syma V. f. L. (130) und Kowollik Kattowitz (127). Der Beuthener kam zu einem knappen Punktsiege. Für seinen 50. Kampf erhielt er eine Plakette.

Der Schlußkampf im Mittelgewicht zwischen Richter VfL. (145) und Seidel Union-Lodz (142) endete mit einem k.o. Seidel ist ein feiner Techniker. Richter hielt sich in der ersten Runde sehr gut, so daß der Lodzer manches einstecken mußte. In der zweiten Runde brachte ein linker Schwinger mit nachfolgendem rechten Haken Richter für die Zeit zu Boden.

Geschäftliches

„ICH Wilhelm . . .“

Zu seinem 70. Geburtstag

Von Wilhelm, unserem ehemaligen Imperator, ist nur noch ein kleiner Imperatorso übrig. Aber das ist, als ob ein Schneemann zusammenschmilzt: groß oder klein, die Substanz bleibt die gleiche kalte Masse.

Die Geschichte erzählt von gestürzten Despoten, die durch ihr Unglück innerlich geläutert wurden. Von Dionys dem Tyrannen wird berichtet, daß er nach seiner Verjagung als Haupt einer Philosophieschule seinen Unterhalt verdient habe. Der Vandalenkönig Gelimer soll von den Siegern nichts als eine Laute erbeten haben, um das Unglück seines Volkes zu besingen. Das mag Fabel sein.

Von Wilhelm aber wissen wir positiv, daß ihm das Bewußtsein seines Unglücks noch nicht bis unter die Epidermis gedrungen ist. Am Kern seines Wesens, an seiner maßlosen Ichsucht, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit haben Niederlage und Thronverlust kein Jota ändern können.

Diesem eiskalten Ich ist auch nicht von fern der Gedanke gekommen, daß es von all dem Leid, das „ICH“ über das deutsche Volk gebracht hat, persönlich etwas gutzumachen, ja nur mitzutragen hätte. Andere setzten hundertfach ihr Leben aufs Spiel fürs Vaterland. — ICH entfloh. Andere büßten Hab und Gut ein, — ICH erkämpfte ein Hundertmillionenvermögen gegen 15 Millionen darbende und protestierende Volksgenossen. Andere beklagen den Tod ihrer Gatten und Ernährer, ihrer Söhne und Altersstützen, — ICH war deswegen doch nicht verpflichtet, nach dem Tode der Gattin (sie starb an Gram, ICH blieb leben!) in Verlassenheit und Kummer dahinzuvegetieren, ICH nahm mir — juchhe! — ein junges Weib, ICH wohne nach wie vor in einem Schloß und habe — Hauptsache — meine Lakaien, Anbeter und Kreaturen um mich, aus deren liebedienerndem Beifall mein Geltungstrieb ungeahnte Wonnen schlürft. Kurz und gut: MIR geht es von Tag zu Tag besser und besser!

So steckt dies ICH dummdreist und vorlaut seine Nase in alle Dinge. Als wäre es noch der Herrscher über siebzig Millionen, dirigiert dies ICH wenigstens für seine Einbildung das Weltganze. Beim Ozeanflug macht ICH das Wetter, ICH telegraphiert an Eckener, ICH meldet sich zur Feier des Tannenberg-Sieges, denn „von MIR entsandt“ haben ja MEINE Handlanger Hindenburg und Ludendorff gesiegt: also — bitte zu beachten! — der eigentliche Sieger, das bin ICH, ICH, ICH! Zu jedem Jubiläum eines anderen stellt ICH telegraphierend sich ein, nicht zuletzt zum achtzigsten Geburtstag des Reichspräsidenten, der — trotz allem — MEIN General und Lehnsmann zu bleiben hat.

Nun ist ICH selber Jubilar. ICH wird siebzig. Bedeutsames, aber gänzlich unverdienstliches Ereignis. Immerhin ein schöner Tag für den, der in Ehren und Erfolg grau geworden ist. Aber siebzig zu werden in dem Gefühl, die eigene Schande nun schon um ein volles Jahrzehnt zu überleben, immer weiter zu leben, als wäre nichts geschehen?!

Doch auf solche Gedanken verfällt ein „ICH“ nicht. Das erstaunte „Ich lebe, ich vermag zu leben“ des Grafen Leicester ist nie über die Lippen von ICH gekommen. Siebzig, das ist eben eine marktgängige Jubiläumszahl. Muß gefeiert werden. Gar bei einem Genie, wie ICH es ist. Also feiern wir, immer lustig!

Aber die anderen, die Welt draußen, die könnten das epochale Ereignis am Ende im Drange anderer Sorgen vergessen haben. Heutzutage ist ja das Unglaublichste möglich. Nein, ein solches Ereignis darf nicht von der Welt übersehen werden. Was zu tun? Die Antwort liegt nah:

Damit es an Gratulanten nicht fehle, kommt als erster Gratulant zu ICH... wer? — ICH! — ICH höchstpersönlich spricht ICH seinen allerhöchsten Glückwunsch aus. ICH hat auch ein Geschenk mitgebracht, damit die anderen ja nicht was zu schenken vergessen. Eine richtige, niedliche „Ueberraschung“ hat — huch, wie niedlich! — ICH für ICH vorbereitet. ICH hat für ICH ein Buch verfaßt. Fabelhaft, was?

Wovon handelt das Buch? Ihr könnt es euch doch denken! Wovon kann das Buch nur handeln? Es handelt selbstverständlich von ICH. „MEINE Vorfahren“, nennt es sich mit treuherzigem Augenzwinkern. Das heißt auf deutsch: „MEIN vergangenes ICH“ oder „Wie ICH zustandekam“. Seht nämlich, Ihr Leute aus so hochnobler Familie, von so erstklassigen Ahnen stamme ICH ab. So viel erlauchte Vorfahren mußten ihre Zeugungskraft zusammentun, um ein ICH wie MICH auf die Welt zu setzen.

„Abgeklärt mit ruhiger Ueberlegung und sehr persönlich“ nennt das voraneilende Hofbulletin die wilhelminische Darstellung. Wir wissen Bescheid! Die liebe Eitelkeit bespiegelt sich in den Vorfahren. Sie hat in ihren Glanztagen schon freigiebig dem Großvater das Prädikat „der Große“ verliehen und dem beschränkt-soliden Hausvater seiner preußischen Meierei, der Wilhelm I. gewesen ist, eine „göttliche Verehrung“ im Volke angedichtet. Diese Eitelkeit hat die erste Gattin, als sie noch lebte, öffentlich zur vorbildlichsten und tugendhaftesten Frau Deutschlands erklärt, was den Gemahl aber nicht verhindert hat, nach dem Tode dieser Tugendhaftesten sofort auf Freiersfüßen zu gehen. Welche Legenden vom dicken Wilhelm und vom vertrottelten Friedrich Wilhelm III. mag er uns jetzt auftischen?

Uns läßt es kalt, da es ohnehin keiner lesen wird. In unserem Gedächtnis haftet nur ein groteskes Bild: ICH gratuliert. ICH zum Siebzigsten und widmet ihm als Geschenk ein Buch zur Verherrlichung von ICH!

Am Altar

Roman von E. Werner.

3)

Ihm gegenüber stand der Offizier. Nicht die Kugel, das Auge des Gegners war es, was er gefürchtet, und unter diesem Auge stieg langsam eine flammende Röte in seinem Gesicht auf, wo eine tödliche Scham mit verhaltenem Ingrimm kämpfte, aber zugleich trat jener grausame Zug schärfer und deutlicher hervor und die Waffe hatte fest und sicher die tödliche Richtung, als das Zeichen gegeben ward.

Der Jüngere schoß zuerst, die Kugel flog dicht an dem Haupte des Offiziers vorüber und riß ihm die Epaulette von der linken Schulter, er selbst stand unverletzt, in der nächsten Sekunde krachte auch sein Schuß — ein halb erstickter Schrei, ein Niederstürzen, ein hervorquellender Blutstrom — das Duell war zu Ende.

Der Arzt und der Sekundant waren zu dem Gefallenen geeilt und ersterer untersuchte die Wunde, auch die Offiziere waren näher getreten und warteten schweigend das Resultat der Untersuchung ab; nach einigen Minuten blickte der Arzt auf und zuckte ohne zu sprechen die Achseln.

„Tödlich?“ fragte der Rittmeister halblaut.

„Ja!“

Da schlug der Verwundete noch einmal das Auge auf und heftete es auf den Fragenden. Es war nur einziger Blick, der brechende Blick eines Sterbenden, aber es mußte etwas Furchtbares darin stehen, der Offizier zuckte zusammen, er war totenbleich geworden und wendete sich hastig ab.

„Meine Herren, ich lasse den Verwundeten in Ihrer Obhut! Wenn meine Kameraden Ihnen in irgendeiner Weise Beistand leisten können —“

Der Arzt machte eine abwehrende Bewegung. „Was hier noch zu tun ist, dazu reichen wir beide allein aus. Gehen Sie, meine Herren, und überlassen Sie das weitere uns.“

„Dürfen wir Ihnen vielleicht unsern Wagen —?“ fragte Saalfeld.

„Ich danke, wir haben den unsrigen gleichfalls in der Nähe. Sorgen Sie nicht, das hier noch Mögliche wird geschehen!“

Die Offiziere grüßten schweigend und entfernten sich, die Sporen klirrten, die Gebüsche rauschten, dann vernahm man den Hufschlag der Pferde, der sich weiter und weiter entfernte, endlich ward es still.

Und still war es jetzt auch auf der Wiese, der Sterbende lag bewußtlos mit geschlossenen Augen, sein Sekundant kniete neben ihm, mit den Armen seinen Kopf stützend, der Arzt stand an der andern Seite und zählte die Pulsschläge, die nur seine geübte Hand noch zu finden vermochte, auf einmal fühlte er leise seinen Arm berührt, der junge Günther stand neben ihm.

„Unser Haus ist nicht weit,“ flüsterte er, „wenn Sie vielleicht —“ ein Blick auf den Verwundeten vollendete den Satz.

„Danke, mein Junge!“ gab der Arzt in demselben Tone zurück, „aber es ist zu spät, hier kann nichts mehr helfen.“

Der Sekundant blickte auf. „Aber, Doktor, wollen wir ihn denn hier auf dem feuchten Waldboden sterben lassen? Wir könnten ihn doch wenigstens ins Forsthaus tragen.“

„Nein!“ sagte der Arzt bestimmt. „Er hält den Transport nicht aus, die erste Bewegung hat den Tod zur Folge, und übrigens stirbt es sich gerade so leicht oder so schwer unter freiem Himmel als zwischen vier engen Wänden. In wenigen Minuten ist ohnedies alles vorüber.“

Die Unterredung war im leisen Flüsterton geführt worden, jetzt trat eine Pause ein, keiner der drei Männer sprach, schweigend erwarteten sie das Nahen des Todes. Man vernahm nichts als die immer schwächer werdenden Atemzüge des Sterbenden, dann noch ein letztes tiefes Aufatmen, ein Aufzucken, ein erneutes Hervorbrechen des Blutstromes — es war vorüber.

Der Sekundant ließ langsam den Kopf seines Freundes niedergleiten, er hatte den Todeskampf mit keiner Bewegung gestört; jetzt, wo nichts mehr zu schonen war, brach die Fassung des jungen Mannes zusammen; der Arzt ehrte seinen Schmerz, er winkte dem jungen Günther, sich mit ihm zurückzuziehen, erst in einiger Entfernung von der Gruppe blieben sie stehen.

„Nun, Bernhard,“ die sonst so freundliche Stimme des Doktors hatte einen Klang tiefer Bitterkeit, „also du hast es mit deinem Starrkopf wirklich durchgesetzt, ein Duell mit anzusehen. Bist du nun zufrieden?“

Bernhard blickte ihn an, sein vorhin so ruhiges Gesicht war bleich, die Gleichgültigkeit, die er während des ganzen Streites mit den Offizieren behauptet hatte, war jetzt völlig geschwunden.

„Das war ja — ein Mord!“ sagte er langsam.

„So? Meinst du? Nun, dann sahest du wenigstens, daß er in vollster Ordnung, mit aller gegenseitigen Höflichkeit und Einwilligung vor sich ging, und daß wir andern dabei standen, ohne auch nur die Hand zur Rettung zu rühren. Die Herren in der Stadt haben ein Privilegium auf diese Art Mord, mein Sohn!“

„Aber weshalb schossen sie beide?“ fragte Bernhard, das Auge noch immer unverwandt auf den Toten gerichtet.

„Hm, das ist schwer zu erklären, wenigstens dir gegenüber. Es handelte sich um eine tiefe, eine tödliche Beleidigung, die mit Blut gesühnt werden sollte. Wie sie gesühnt ward, das hast du ja soeben gesehen! Der Beleidigte wußte nicht mit Pistolen umzugehen, deshalb fehlte er, und der Beleidiger war ein trefflicher Schütze, deshalb schoß er den Gegner nieder — man nennt das auf deutsch „seiner Ehre genug tun“, merke dir das!“

Mit diesen in schneidendem Tone gesprochenen Worten wandte der Arzt sich von ihm und trat wieder zu der Gruppe. Der Sekundant hatte sich inzwischen gefaßt, er stand auf.

„Wir werden ihn jetzt wohl in den Wagen tragen müssen, Doktor! Wollen Sie mich auf einem schweren Gange begleiten? Sie wissen, wohin ich mit der Leiche fahre; ich habe nicht den Mut, allein hinzutreten mit einer solchen Nachricht!“

Der Arzt reichte ihm die Hand. „Ich komme mit Ihnen! Freilich ist es ein schwerer Gang, noch dazu hier, wo mit dem einen Leben alles zusammenbricht. Wollte Gott, wir hätten die Stunde erst hinter uns!“ — Sie hoben den Toten empor, Bernhard legte unaufgefordert mit Hand an, und niemand wehrte ihm; langsam traten die Männer mit ihrer Last den Rückweg an und schlugen die Richtung nach dem in einiger Entfernung wartenden Wagen ein. —

Still und einsam lag die kleine Waldwiese, wo sich vor kurzem noch so viel Leben geregt, wo eins davon sich verblutet hatte. War es der letzte Akt eines längst begonnenen Dramas, was sie soeben gesehen, oder der erste eines eben beginnenden — wer konnte Auskunft geben? Die Sonne kämpfte sich allmählich durch den Nebel, er wallte und wogte hin und her und verschwebte endlich als blauer Duft fern im Walde. Siegreich behaupteten die Strahlen ihre Bahn, hellbeschienen standen die riesigen Föhren mit ihren roten Stämmen und hoben die starren Häupter empor in die klare duftige Herbstluft, und goldene Lichter spielten auf dem herbstlich bunten Laub der Eiche. Die Sonne schmolz den Reif vom Boden und mit ihm die Spuren der Fußtritte, die einzigen Spuren des stattgehabten Kampfes. Nur dort, wo der Tote gelegen, zeichnete sich in schwachen Umrissen, aber noch deutlich erkennbar, ein dunkler Fleck auf dem Rasen ab; es sah aus, als sei ein Schatten dort zurückgeblieben, der Schatten irgend eines unsichtbaren Gegenstandes, der unverrückbar und geisterhaft mitten in dem hellen Sonnenschein lag.

(Fortsetzung folgt.)



Der Arbeiter-Sänger

Das freie Lied, o Proletar,
Sei dein Panier, für immerdar!
Es soll die Welt durchhallen
Und wecken ein freies Geschlecht!
Es soll als Losung erschallen,
Im Kampfe für Wahrheit und Recht.

Der Siegeszug unseres Kampfliedes

Lille, Mitte Januar 1929.

Am 15. Februar 1916 erhängte sich Adolphe Degeyter, der Komponist unserer „Internationale". Er erhängte sich in seinem Zimmer zu Lille, Rue de Valenciennes, Citee Debailleul, aus Gram über die Hetzereien, denen er von seiten seines Bruders Pierre Degeyter ausgesetzt war, und aus Aerger darüber, daß die deutschen Soldaten — 1916! — ihn zwingen wollten, Militärsäcke für das deutsche Heer herzustellen.

Am 25. Januar dieses Jahres sind es gerade 70 Jahre her, daß Adolphe Degeyter geboren wurde. Sein Vater hatte acht Kinder, und da mußte ein jedes schon frühzeitig in die Fabrik gehen. Adolphe und Pierre waren beide Musiker und Metallarbeiter. 2,50 Franken pro Tag verdienten sie als Metallarbeiter. Abends, nach der Arbeit, trafen sich die Genossen oft in den kleinen Cafees von Lille und sangen gemeinsam revolutionäre Lieder. Adolphe begleitete seinen Bruder und seine Schwester zu deren Gesang auf einer Flöte. Schon mit 19 Jahren hatte er das Flötenspiel gelernt. 1886 wurde Adolphe arbeitslos. Es war ein Streik ausgebrochen, und man setzte ihn als gefährlichen Revolutionär auf den Index. Da fang er dann auf öffentlichen Plätzen und komponierte verschiedene kleine Gedichte, wie „Les Hirondelles sont revenues" („Die Schwalben sind zurückgekehrt"), „Le frais bouquet de la jeunesse" („Lied auf die Jugend"), „Femmes aimees" („Geliebte Frauen"), „Le danseur rigolo" („Der drollige Tänzer"), ein Karnevalslied, das damals überall in Nordfrankreich gesungen wurde. Man war gewohnt, bei Familienfestlichkeiten und Wohltätigkeitsveranstaltungen, wofür man in den Fabriken Reklame machte, singen und spielen zu lassen, und dazu wurde Adolphe sehr oft gebeten. Er spielte und sang (er hatte eine wunderbare Stimme) Walzer- und Bostonweisen und andere Tanzmusik neben den kleinen fröhlichen und den sozialistischen Liedern. Für vier Musikanten gab es zu jener Zeit hundert Franken pro Abend, und wenn die ganze Nacht gespielt wurde, so entsprechend mehr.

Im April 1888 hatte Delory die Werke des tapferen alten Kommunekämpfers Eugene Pottier gelesen, darunter die „Internationale". Delory war der Generalsekretär der sozialistischen Partei im Nord-Departement, er war später Bürgermeister von Lille und Abgeordneter. Er machte im Mai 1888 seine Freunde Louis Labarre und Paul Bergot auf die „Internationale" aufmerksam, die Pottier im Juli 1871 als Verbannter in Amerika gedichtet hatte. Bergot und Labarre gingen sogleich zu Adolphe Degeyter, der damals in Lille, 10 Place Fernig wohnte, um ihn zu bitten, die „Internationale" zu komponieren. Adolphe summte gleich einen Tag drauf einige Melodien vor sich hin; schon nach vier Tagen spielte er „Wacht auf, Verdammte dieser Erde" bis „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht" auf dem Harmonium seines Freundes Polydore Cassoret, der heute in Dunkerque, 15 Rue de l'Abbreuvoir wohnt. Bei ihm steht noch heute dieses Harmonium, auf dem die „Internationale" zum ersten Mal ertönte. Adolphe schuf sie erst für eine Stimme, dann für vier Stimmen. Eine Woche später sangen Adolphe Degeyter und Cassoret unser Arbeiterlied zum ersten Mal öffentlich in einem kleinen Cafee in der Rue d'Arras zu Lille. Auch Delory hörte sie, und er ließ sogleich in der Druckerei Beldodue tausend Exemplare davon herstellen (das Manuskript, das Adolphe Degeyter dafür lieferte, ist in den Archiven der Präfektur von Lille nicht mehr zu finden, da es stets nur zehn Jahre aufbewahrt wird). Adolphe ließ die „Internationale" ohne seinen Vornamen drucken, weil er gerade in der Spinnerei Wallart eine neue Beschäftigung gefunden hatte und diese nicht sofort wieder verlassen wollte. Delory brachte die tausend ersten gedruckten Exemplare der „Internationale" auf den sozialistischen Kongreß von Troyes 1888, wohin er von Lille aus delegiert wurde. Mit stürmischer Begeisterung erklang, da zum ersten Mal in der sozialistischen Welt unser Lied! Erst 1899 wurde ein erstes Mal in Paris durch die mächtige Stimme von Henry Chesquiere auf dem damaligen Parteitag der französischen Sozialisten im Salle Japy gesungen, — und seitdem hat es in der ganzen Welt unsere Lippen nicht mehr verlassen.

Die Pariser Druckereibesitzerin Henard (deren verstorbener Mann Napoleon Hanord als „Roi des Camelots" — „König der Kramhändler" allgemein bekannt war) hatte schon vorher von Delory die Erlaubnis erhalten, die „Internationale" zu veröffentlichen. Adolphe Degeyter verlangte keinen Pfennig dafür. Er schenkte seine Autorrechte der sozialistischen Partei, und diese schenkte sie der Oeffentlichkeit weiter!

Nicht so Pierre Degeyter! Im Jahre 1903 wurde er durch einen Arbeitsunfall arbeitslos. Und da plötzlich fiel es ihm ein, er könnte doch aus der Schöpfung seines Bruders Geld schlagen. Da wandte er sich an Frau Jean Baptiste Clement, die Gattin des sozialistischen Dichters, fünfzehn Jahre später (!) und verkaufte ihr im Jahre 1903 ein sogenanntes „Originalmanuskript" der „Internationale" für 200 Franken. (Siehe die kommunistische „Humanitee" vom 5. Mai 1923). Seitdem feiern die Kommunisten Herrn Pierre Degeyter als den wahren Schöpfer der „Internationale". Sie ließen diese traurige Figur, die im Pariser Vorort St. Denis wohnt, nach Moskau kaufen und ihr von den Russen, deren Nationalgesang die „Internationale" wurde, eine Villa schenken, weil Pierre Degeyter seinen Hut an allen Straßenecken offenhält. Doppelt lächerlich, nachdem Adolphe Degeyter bereits durch ein Gerichtsurteil als Komponist unseres Liedes anerkannt wurde. Adolphe liegt in Lille unter der Erde und kann sich nicht mehr wehren.

Kurt Lenz.

Mitteilungen des Bundesvorstandes

Generalversammlung.

Die diesjährige Bundes-Generalversammlung findet, wie der Bundesvorstand bei seiner Sitzung, am 6. Januar d. Js., beschlossen, am **24. Februar, vormittags 9 Uhr**, und laut Beschluß der vorjährigen Generalversammlung, in **Kostuchna, im Lokal des Herrn Christ**, statt.

Tagesordnung.

1. Referat (Thema und Referent noch nicht fest).
2. Die übrige Reihenfolge laut § 9 der Bundesstatuten.

Die Anzahl der zu entsendenden Delegierten ergibt sich aus § 10 der Bundesstatuten. Maßgebend ist die Statistik vom 2. Halbjahr 1928. Nach dieser erhalten die einzelnen Vereine ihre Delegiertenkarten. Außerdem steht jedem Verein das Recht zu, zwei Delegierte auf Vereinskosten zur Generalversammlung zu senden. Letztere haben Sitz und Stimmen. Anträge können bis zum 17. Februar an den Bundesvorstand eingesandt werden.

Zum Abschluß der Generalversammlung wird der Hannoverfilm gezeigt werden.

Die **Kontrollkommission**, einschließlich des Sängerbruders, Figura, wird für Sonntag, den 3. Februar, vormittags 9½ Uhr, in die Wohnung des Bundeskassierers geladen. (Adresse bei den Vereinsvorsitzenden einholen.)

Beim Bundesvorstand eingegangene Konzertanmeldungen.

Volkschor „Vorwärts" Königshütte.

1. Am 17. Februar: Kampfliederabend im Volkshaus Königshütte.
2. Am 3. März: Schubert-Feier im Volkshaus Beuthen.
3. Am 10. März: Schubert-Feier im Hotel Graf Reden, Königshütte.

Die Arbeiterschaft wird hiermit auf die Konzerte aufmerksam gemacht und gebeten, die Arbeitersänger zu unterstützen.

Der Bundesvorstand.

Quartette im Verein

Sie bilden ein besonderes Kapitel für sich, die Quartette im Verein. Wie ein Staat im Staate, so nehmen sich diese Gebilde aus und Aerger und Zerwürfnisse haben sie in jedem Verein, wo sie einmal bestehen und bestanden haben ohne Zweifel ebenso gebracht, wie eine Nebenregierung dem Staate. Da ist es schon der Mühe wert, einige Worte darüber zu verlieren.

Gewöhnlich entstehen Aerger und Zerwürfnisse über die Quartette nur aus völliger Unkenntnis der Sache und ohne jemand nahe treten zu wollen, kann ich wohl behaupten, daß der Sinn und die Bedeutung eines Quartettes von denjenigen, die Anstoß daran nehmen, nicht voll gewürdigt und genau verstanden wird.

Ob sie nötig sind oder nicht, darüber kann man geteilter Meinung sein. Fest steht allerdings, daß ein völlig „ausgeglichenes" Einzel- oder Doppelquartett an Schönheit so leicht von nichts übertroffen werden kann und die Mitglieder eines Vereins, der ein solches Quartett besitzt, können stolz darauf sein.

Da sind wir nun auch schon auf dem Kern der Sache. Völlig ausgeglichen und zwar in harmonischer und vortragstechnischer Hinsicht müssen die daran beteiligten schon sein. Dies wird wohl schon jeder erkannt haben, der etwas Verständnis von der Sache hat und gelegentlich ein „gutes" Quartett (ich erinnere hierbei an das frühere Männerquartett im Kattowitzer Verein) und ein „weniger ausgeglichenes" hier sei an die Lieder erinnert, die gelegentlich der Hannoverreise in Breslau im Doppelquartett gesungen wurden) gehört hat. Dabei wird wohl niemand behaupten wollen, daß die Sänger, die in Breslau gesungen haben, nicht singen konnten und trotzdem fehlte es damals an der Hauptsache, dem Zusammenklang.

Man sieht also, daß die Sache nicht so ganz einfach ist, und daß es nicht genügt, wenn einfach vier Sänger „loslegen" und die übrigen Mitglieder sangen, nun ob dieser gewiß nicht bös' gemeinten Tat, einfach mit Eifersüchteleien an und hinterher trägt sich der halbe Verein mit Austrittgedanken. Das darf nie vorkommen, überhaupt schon nicht bei Arbeitersängern. Nicht jeder, und wenn auch noch so gute Sänger ist fähig im Quartett zu singen. Es ist Aufgabe des Dirigenten, beim Bedarf eines Quartettes, die Sänger für das dasselbe auszusuchen und sollten tatsächlich mal vier oder acht Sänger zusammenkommen, die in vollständiger Harmonie zusammensingen können, dann feste geübt, damit die Sache Hand und Fuß bekommt. Im übrigen soll man das Quartettsingen ganz beiseite lassen. Gewöhnlich wollen sich doch alle Mitglieder am Gesang beteiligen und für sehr viele Menschen ist das Zuhören schwer, sehr schwer.

R.



Das Geheimnis der Stradivarius-Geigen enthüllt

Das Geheimnis der Stradivarius-Geigen enthüllt.

Wie aus Italien berichtet wird, ist jetzt das Geheimnis des berühmten, vor 200 Jahren verstorbenen Geigenbauers Antonio Stradivari durch einen Zufall entdeckt worden. In dem Geheimfach eines alten Möbelstückes, das einer Familie in Bergamo gehörte, hat man mehrere vergilbte Manuskripte gefunden, die bei näherer Prüfung als geheime Mitteilungen Stradivaris über seine Kunst festgestellt wurden. — Antonio Stradivari.

Aufstieg oder Rückschritt

24 Arbeitergesangvereine bestanden in dem heutigen Poln.-Oberschlesien vor dem Aufstand 1921 und heute haben wir in demselben Gebiet 8 Vereine, die dem Arbeitersängerbund in Polen angehören. Also ohne Zweifel ein Rückgang. Es soll hier nicht untersucht werden, weshalb, oder zum so und sovielten Male wiederholt, war und was die Vereine zur Auflösung, oder zur Unterbrechung ihrer Tätigkeit gezwungen hat; diese Sachen sind noch zu frisch in unser aller Erinnerung, obwohl es schon nahezu 7 Jahre her ist, als die ungeheure Welle des Nationalismus über die an und für sich schon nicht stark von neuzeitlich eingestellter Arbeiterkultur durchdrungene Heimat hereinbrach und hierbei von blindem Nationalismus und beiderseitigem Fanatikertum, die so mühsam aufgebauten sozialistischen Kulturorganisationen, und ebenfalls die Arbeitergesangvereine gefressen wurden.

Nun ist es aber einmal so im Leben, daß derjenige, der ohne Ueberlegung und ohne Rücksicht ob es gut tut oder nicht, eben alles, was ihm in die Finger kommt, in seinen Magen hineinstopft, sehr bald unliebsame Folgen, die dann den ganzen Körper erschüttern, bemerkt und beinahe alles wieder von sich geben muß. Diese Verdauungsstörungen machten sich auch hier bemerkbar. Besonders waren es „Kattowitz" und „Königshütte", die sich als zu harte Bissen erwiesen und trotz allem Gefressensein munter weiter gesungen haben. Aber auch andere Vereine erblühten, wenn auch nach jahrelanger Unterbrechung, wieder zu neuem Leben, so „Laurahütte", „Bismarckhütte" und „Schwientochlowitz". Waren die letzteren Vereine vorhin meistens nur reine Männerchöre, so haben sich selbige nach ihrer Wiederauferstehung sogar verneuzeitlicht und sind jetzt „Gemischte Chöre" geworden, denen sich dann noch weitere neue angeschlossen haben.

In diesem Sinne kann also von „Rückschritt" oder „Aufstieg" keine Rede sein, sondern es war eine „Zertrümmerung" durch den Nationalismus und das jetzige ist der „Wiederaufbau", den die, sich ihrer Würde und ihrer Aufgabe bewußte Arbeiterschaft, tätigt. Gerade deshalb, weil diese Arbeiterschaft an dem Erstarken der Arbeitersängerbewegung ein Interesse hat, ist auch schon die Garantie gegeben, das der alte Stand nahezu wieder erreicht werden kann. Wenn auch ein Teil der früheren Sänger heute in Vereinen zweifelhafter Richtung tätig ist, so wird doch der einstmals erfaßte Samen, des freien Liedes in ihnen wieder Wurzel fassen und sie werden früher oder später wieder singen vom Kampfe für Wahrheit und Recht.

—b—

Heitere Ecke aus dem Sängerleben

In einem unserer Vereine wurde im Männerchor geübt. Der Dirigent war dabei mit den ersten Tenören, ebenso mit den zweiten Bässen nicht zufrieden. Gelegentlich erzählte er seinem Freunde von diesen Schwierigkeiten. Dieser jedoch, mit Mutterwitz ausgestattet, sagte trocken: „Deine ersten Tenöre haben einen Klaps und die zweiten Bässe auch, nur zwei Oktaven tiefer."

Mitarbeit aus Sängerkreisen erwünscht.



Ein Denkmal für die Schöpfer der „Stillen Nacht"

Für den Hilfspriester Franz Josef **Mohr** und den Lehrer Franz **Gruber**, die vor mehr als 100 Jahren Text und Melodie zu dem berühmten Weihnachtsliede „Stille Nacht, heilige Nacht..." geschaffen haben, wurde in Oberndorf (Salzach), wo das Lied entstanden ist, ein Denkmal errichtet. Das schöne Erinnerungsmal ist eine Schöpfung des akademischen Bildhauers Stadtpfarrer Mühlbacher in Kufstein



Freigewerkschaftliche Rundschau



Die Arbeitsgerichte in Polen

Wir lesen in der „Lodzer Volkszeitung“:

Auf Grund der Verordnung des Staatspräsidenten vom 22. März 1928 wurden in Polen die Arbeitsgerichte eingeführt.

Diese neue Instanz hat für die Arbeiterklasse grundsätzliche Bedeutung, da sie zur Entscheidung von Arbeiterangelegenheiten auch die Vertreter der Arbeiter und Angestellten zuläßt. Gleichzeitig schließt der kurze Termin, der den Arbeitsgerichten zur Entscheidung zusteht, das oft monatelange Warten auf ein Urteil in den gewöhnlichen Gerichten aus. Zwistigkeiten wegen nicht eingehaltener Kündigungsfrist, wegen Urlaubsentschädigung oder Bezahlung von Ueberstunden werden also die Arbeitsgerichte erledigen, wobei noch der Umstand hinzukommt, daß das Gesetz auch die Möglichkeit der Appellation an höhere Instanzen in Angelegenheiten, die die Summe bis 200 Zloty betreffen, ausschließt.

Das Gesetz über die Arbeitsgerichte ist für die arbeitende Bevölkerung von großer Wichtigkeit. Bei den bisher in Polen bestandenen Gewerbegerichten wurden Streitfragen behandelt, die aus dem Arbeitsverhältnis entsprungen sind und auf Grund der bestehenden sozialen Gesetze Urteile gefällt. In den meisten Fällen ging es um Zivilangelegenheiten, d. h. um Geld. Es liegt im Interesse des Arbeiters, damit er so schnell wie möglich zu seinem Gelde gelangt, welches er von dem Unternehmer zu bekommen hat. Beim Gewerbegericht wurden eingebrachte Klagen binnen 14 Tagen erledigt, beim Zivilgericht dauerte es Monate.

Unter die Kompetenz der Arbeitsgerichte fallen jetzt auch Strafsachen wegen Uebertretung der sozialen Gesetze, welche das Gewerbegericht dem Strafgerichte übergeben mußte.

Die Berufung über den Entscheid des Arbeitsgerichtes an das Bezirksgericht ist nur dann zufällig, wenn die berufende Partei einen formellen Verstoß, eine Ueberschreitung der von der Verordnung vorgeschriebenen Kompetenz oder eine sichtliche Vergewaltigung des Rechts durch das Arbeitsgericht nachweist.

Nicht minder wichtig ist der Umstand, daß die geschädigten Arbeiter oder Angestellten sich ohne vorherige Aufforderung mit ihren Arbeitsgebern an das Arbeitsgericht wenden können, so daß diese die Angelegenheit sofort werden vornehmen können.

Vor den Arbeitsgerichten können für die Geschädigten auch die Vertreter der Berufsverbände oder Rechtsanwälte, die ständige Rechtsberater der Berufsverbände sind, erscheinen.

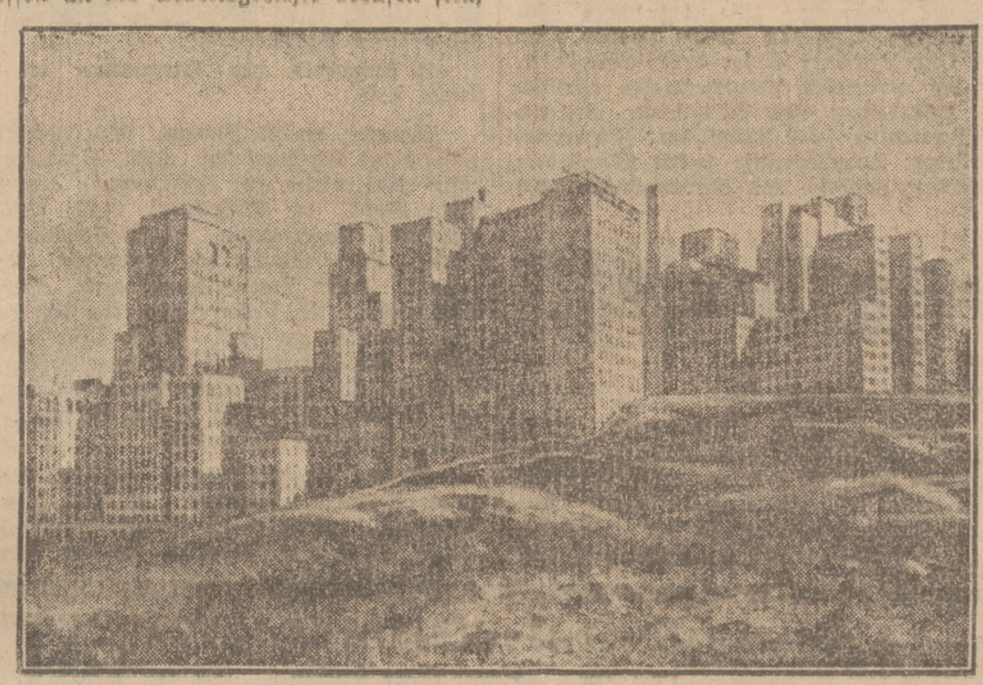
Wenn auch die gegenwärtige Form der Arbeitsgerichte die Arbeiterschaft nicht in vollem Maße befriedigen kann, da sie nicht den genügenden Einfluß auf die Urteilsfällung hat (das Arbeitsgericht setzt sich aus einem staatlichen Richter und 2 Schöffen, davon einer von seiten der Arbeiterschaft und einer von seiten der Unternehmer, zusammen), so muß man doch zugeben, daß ihre Einführung eine bedeutende Besserung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit hoffen läßt.

Die Ausführungsverordnung der Minister für Arbeit und soziale Fürsorge, Justiz, Finanzen, Ackerbau, sowie des Innen- und Handelsministers vom 5. Dezember 1928 bestimmt den Beginn der Tätigkeit der Arbeitsgerichte am 15. Januar d. Js. in folgenden Oertlichkeiten: Warschau, Lodz, Bialystok, Drohobycz, Dombrowa, Wilna und Bielitz im Tesch. Schlesien. In Bielitz besteht seit Jahrzehnten das Gewerbegericht; es wird hier nur der Name umgetauft, dagegen hatte Biala kein derartiges Gericht. Für die Gewerbegerichte wurden die Beisitzer (Schöffen) gewählt, für die Arbeitsgerichte werden sie vom Arbeitsministerium ernannt. Aus diesem Grunde ist dieses Gesetz nicht demokratisch, denn es ist fraglich, ob bei der Ernennung der Beisitzer auch die Stärke der einzelnen Verbände berücksichtigt werden wird. Was die Anzahl der Beisitzer anbelangt, so werden für das Bezirksgericht Bielitz sowie Biala von seiten der Arbeitnehmer je 26 Beisitzer, 52 Stellvertreter, für das Kreisarbeitsgericht in Teschen 16 Beisitzer, 32 Stellvertreter, für das Kreisarbeitsgericht in Wadowice 35 Beisitzer, 70 Stellvertreter ernannt werden, und dieselbe Anzahl von seiten der Arbeitgeber. Das Ministerium verlangte die Bekanntgabe einer dreifachen Anzahl Namen von Arbeitnehmern für die Arbeitsgerichte, wie sie oben angeführt wurden, also für Bielitz, Biala, Teschen und Wadowice allein 927. Für die anderen Städte ist die Zahl der Vertreter der Arbeiterschaft folgende: Warschau für jedes Gericht 75 Schöffen und 150 Vertreter, für das Kreisgericht 35 Schöffen und 70 Vertreter, für Bialystok 45 Schöffen und 90 Vertreter, Kreisgericht 20 Schöffen und 40 Verteter, für Drohobycz 26 Schöffen und 52 Vertreter, Kreisgericht 16 Schöffen und 32 Vertreter, für Lodz 75 Schöffen und 150 Vertreter, Kreisgericht 35 Schöffen und 70 Vertreter, für Wilna 26 Schöffen und 52 Vertreter, Kreisgericht 16 Schöffen und 32 Vertreter, für Dombrowa 62 Schöffen und 124 Vertreter, Kreisgericht 35 Schöffen und 70 Vertreter.

Wie aus obigem zu ersehen ist, werden hunderte von Arbeitern zu Schöffen an die Arbeitsgerichte berufen sein, um eine gerechte Lösung der berechtigten Forderungen der Arbeiter und eine einheitliche und grundsätzliche Interpretation der sozialen Gesetze zu ermöglichen. Charakteristisch hierbei ist das Verhalten der sogenannten „oppositionellen“ Verbände; während ein Teil ihre Kandidaten für die Schöffen aufgestellt hat, stehen die anderen auf dem Standpunkt, daß es nicht anginge, daß ein Arbeiter den anderen „richten“ solle und haben deshalb ihre Teilnahme abgesagt. Sie sind wohl immer noch der Meinung, daß die Angelegenheit des Arbeiters nur von Kapitalisten erledigt werden kann, und daß der Arbeiter selbst nicht dareinzureden hat.

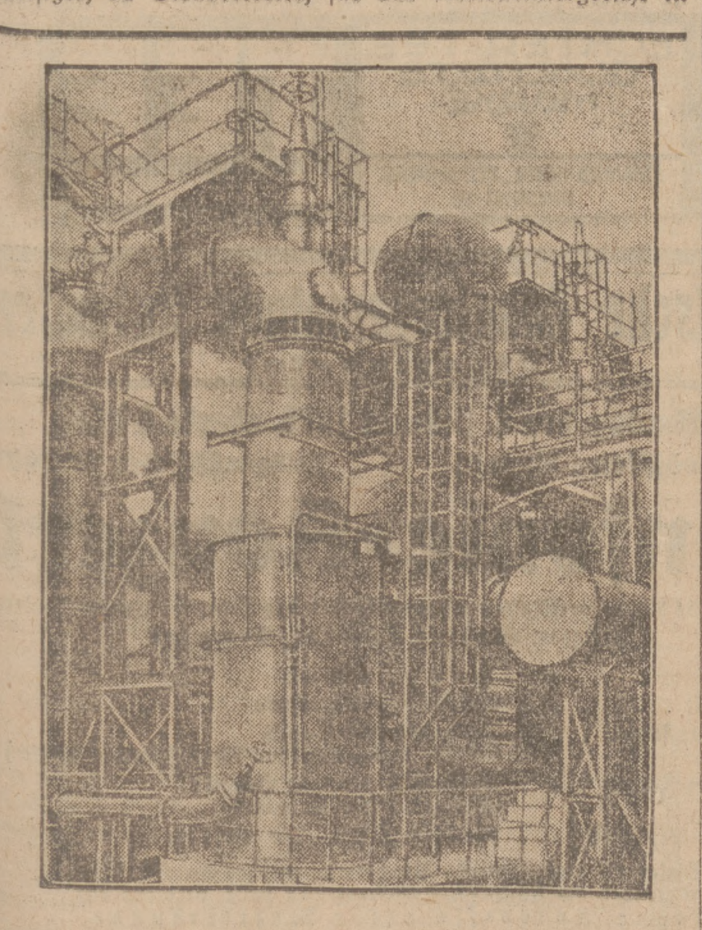
Der Klassenverband hat es als Notwendigkeit erachtet, an den Arbeitsgerichten teilzunehmen, weil eine Absage eine viel größere Gefahr für die Arbeiterschaft gebracht hätte, weil dann die Schöffenposten von den marktschreierischen „Arbeiterführern“ der gelben Verbände, deren „segensreichen“ Tätigkeit ja jedem Arbeiter hinlänglich bekannt ist, besetzt worden wären.

Durch die Einführung der Arbeitsgerichte werden die Berufsverbände in keiner Weise in ihrer Tätigkeit und Entwicklung gehemmt. Von ihrer Stärke und ihrem Einfluß wird auch weiterhin der Kampf der Arbeiterklasse um bessere Lebens- und Lohnbedingungen abhängen.



Eine Krankenhausstadt

Alle Krankenhäuser New Yorks sind zusammengefaßt und außerhalb der Stadt gelegt worden.



Teerscheidungsanlage der Zeche Königsborn.

Die internationalen Beziehungen des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes

Bei der Ausgestaltung seiner internationalen Beziehungen hat der Amerikanische Gewerkschaftsbund (A. F. of L.) in den letzten Jahren sein Hauptaugenmerk auf das lateinische Amerika gelenkt. Damit wird eine Politik verfolgt, die nicht nur für die Arbeiterbewegung charakteristisch ist, sondern — wie neuerdings die Reise Hoovers in Südamerika zeigte — die ganze politische und wirtschaftliche Einstellung der Vereinigten Staaten bestimmt.

Die auf dem amerikanischen Gewerkschaftskongreß zur Annahme gelangte Erklärung betr. die internationalen Verbindungen bezieht sich denn auch vor allem auf das Verhältnis zu den Ländern Zentral- und Südamerikas. Sie gibt einen interessanten Ueberblick der Verhältnisse in diesen Ländern und der speziellen Bestrebungen der A. F. of L., die durch den Beschluß zugunsten der Einführung des Quotensystems für die Einwanderung aus allen Ländern Zentral- und Südamerikas in ein besonderes Licht gesetzt werden.

Wir geben nachstehend einige der wichtigsten Stellen der vom Kongreß angenommenen Erklärung über die internationalen Beziehungen wieder: „Die Lohnarbeiter Zentral- und Südamerikas kämpfen unter sozialen und wirtschaftlichen Zuständen, die aus jahrhundertelanger Unterdrückung und Gewalt hervorgegangen sind, d. h. aus Verhältnissen, bei denen von Recht Freiheiten und eigener Willensbestimmung keine Rede sein konnte. Die Möglichkeiten der Bildung und Erziehung waren gering, der Zusammenschluß zu Gewerkschaften beschränkt und in vielen Fällen — wie zum Teil auch heute noch — gänzlich verboten. Die Löhne in diesen Ländern sind deshalb schlecht und die Arbeitszeiten entsprechend lang. Angesichts dieser Lage hatte die A. F. of L. reichlich Gelegenheit, bei der Unterstützung und gewerkschaftlichen Organisation dieser Arbeiter Beistand zu leisten. Sie richtete ihre Anstrengungen zunächst auf die Organisierung lokaler Verbände, später auf die nationale und internationale Organisation der Gewerkschaften der verschiedenen Länder. Zu diesem Zwecke wurde bereits vor 10 Jahren der Pan-Amerikanische Gewerkschaftsbund gegründet. Seither sind im Los der Arbeiterschaft dieser Länder schnelle Verbesserungen eingetreten. An die Stelle wirtschaftlicher Knechtschaft treten größere Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit, was der ganzen Produktion, dem Handel und Gewerbe sowie der sozialen, materiellen und politischen Wohlfahrt dieser Völker zugute kommt. Wir anerkennen, daß diese Völker ihre eigenen Probleme haben, die durch die unmittelbare Umgebung, durch Klima und Traditionen bedingt sind und die sie am besten selber beurteilen können... Unsere Anstrengungen, um in diesem Sinne mit den Arbeiterbewegungen des lateinischen Amerika zu einem Einvernehmen zu kommen, waren für diese Länder und für uns selber von unschätzbarem Wert... Spezielle Gelegenheit zu Freundschaft und Ansporn gaben uns unsere Beziehungen zu den mexikanischen Kameraden. In ihrem Kampfe gegen die politische Diktatur hatten sie unseren Rat und unsere moralische Hilfe. Wir glauben, der Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen, daß die freigewerkschaftliche Aktion sowohl in Mexiko als auch in allen anderen Ländern erfolgreich sein wird. Wir glauben an den Erfolg gewerkschaftlicher Prinzipien und geben den Genossen des lateinischen Amerika die Versicherung, daß es nicht möglich ist, die Arbeiter in Fesseln zu legen, wo gewerkschaftliche Solidarität vorhanden ist . . . Wir wagen die Behauptung, daß überall, wo Regierungen, in denen die Arbeiterschaft schwach vertreten ist, ohne Protest die Möglichkeit gegeben wird, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen festzulegen, das Resultat eine ungesunde wirtschaftliche Praxis sein muß“.

„Was das Kapitel „Mexiko und die Einwanderung“ betrifft, so kann gesagt werden, daß es angesichts der in der mexikanischen Regierung eingetretenen Aenderungen unmöglich ist, das freiwillige Uebereinkommen zwischen dem mexikanischen Gewerkschaftsbund und der A. F. of L. durchzuführen. Nachdem alles gemacht worden ist, um das Uebereinkommen in gutem Glauben durchzuführen, wird nun anempfohlen, daß sich die A. F. of L. zugunsten der Ergänzung des Einwanderungsgesetzes einsetzt, so daß die Quotenbestimmung auch für Mexiko, Zentral- und Südamerika Geltung erhält. Trotzdem der mexikanische Gewerkschaftsbund im besten Glauben gehandelt hat, ist es ihm nicht möglich gewesen, dem vorgeschlagenen freiwilligen Uebereinkommen gemäß zu handeln. Dies ist auf Umstände zurückzuführen, über die der mexikanische Gewerkschaftsbund keine Macht hat und für die er nicht verantwortlich ist“.

Erfreuliche Lage der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung

Die „Gewerkschaftskorrespondenz“ des Schweizerischen Gewerkschaftbundes gibt in ihrer ersten Nummer dieses Jahres einen Ueberblick der Lage der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung. Es heißt darin u. a., „daß die schweizerische Arbeiterschaft im Jahre 1928 eine erfreuliche Stärkung erfahren hat“: „Die Gewerkschaften haben den Zuwachs von rund 12 000 Mitgliedern vom Vorjahre nicht nur zu halten vermocht, sondern eine weitere, ansehnliche Steigerung ihrer Mitgliederzahl erreicht. Allein nicht nur im zahlenmäßigen Wachstum zeigt sich die Kräftigung der Arbeiterbewegung, sie kommt vor allem auch zum Ausdruck im gesteigerten Selbstvertrauen der Arbeiterschaft. Mit großer Geschlossenheit wurden Abwehrkämpfe geführt gegen die Versuche, die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern. Und mit Erfolg wurde da und dort auch gerungen um neue Positionen, vor allem um einen Anteil am Konjunkturgewinn der schweizerischen Volkswirtschaft“.

Zu den wichtigsten Programmpunkten der Zukunft wird die „Erhöhung des Soziallohnes“ gerechnet, „die im Fortschritt der Produktionsmethoden begründet ist“. „Ferner muß sich die Arbeiterschaft in vermehrtem Maße um die Arbeitsmethoden ihres Betriebes kümmern. Dazu gehört insbesondere ein Einfluß im Betrieb, ein Mitspracherecht bei der Regelung der Arbeitsbedingungen. Natürlich genügt es nicht, die Berechtigung dieser Forderungen nachzuweisen. Nur wenn sie durch eine starke Gewerkschaftsorganisation auch mit dem nötigen Nachdruck vertreten werden, können sie verwirklicht werden. Wir müssen daher auch im neuen Jahr unverdrossen weiterarbeiten an der Stärkung unserer Organisation. Wir müssen weiter arbeiten an der Aufklärung und Schulung unserer Mitglieder, damit sie keine Konjunkturmitglieder sind, sondern treue, zuverlässige Kämpfer. Die Arbeiterbewegung steht und fällt mit der Kleinarbeit, die von Hunderten und Tausenden von Kollegen geleistet wird, und mit dem Opfermut und dem Solidaritätsgefühl die von allen Mitgliedern bewiesen werden müssen. Das sind Kräfte, die sich das Unternehmertum auch mit den reichsten Geldmitteln nicht erkaufen kann“.

Ferien und Fest'age

Die Arbeiterbewegung stellt sich prinzipiell auf den Standpunkt, daß dem Arbeiter auf Kosten des Unternehmers jährliche Ferien zustehen, wobei die Tage, die auf Grund nationaler und kirchlicher Feste usw., freigegeben werden, nicht als Ferien zu betrachten sind. Die Unternehmer denken über diese Dinge natürlich meistens anders, d. h. sie entziehen sich der gerechten Forderung auf Ferien, indem sie sich auf die Festtage berufen.

Solche Unternehmer — die im „hochkultivierten" Europa sehr zahlreich sind — wird es interessieren, daß in Brasilien, dem Lande der schwärzesten Reaktion, unlängst offizielle Urteile gefällt worden sind, denen zufolge freie Festtage von den Unternehmern nicht als Ferientage betrachtet werden dürfen und die Unternehmer ihren Arbeitern außer diesen Festtagen auch die gesetzlich vorgesehenen Ferien zu gewähren haben. Wie das Sekretariat des Internationalen Gewerkschaftsbundes (J. G. B.) erfährt, sind im Monat November nicht weniger als 75 Urteile wegen Uebertretung des Feriengesetzes zugunsten der Arbeiter gefällt worden. In verschiedenen Fällen wurden die Unternehmer bei gerichtlichen Verhandlungen über nicht gewährte Ferien dazu verurteilt, ihren Arbeitern den vollen Lohn für die Ferienzeit als Extravergütung auszukehren. —

Die Stärke der freien Gewerkschafts-Bewegung in Griechenland

Die Mitgliederzahl des im Jahre 1928 dem Internationalen Gewerkschaftsbund (J. G. B.) beigetretenen griechischen Gewerkschaftsbundes beziffert sich zurzeit auf 98 470. Die griechische Landeszentrale setzt sich aus 7 nationalen Berufszentralen und 18 lokalen Organisationen zusammen. Die beruflichen Zentralen umfassen eine Mitgliedschaft von 59 150 (wovon 6 525 Frauen), die örtlichen Organisationen zählen 39 320 Mitglieder. Die Mitgliederzahlen der nationalen Berufszentralen rekrutieren sich wie folgt: Eisenbahner 8000 Mitglieder; Seeleute 12 500 Mitglieder; Hafenarbeiter 7 500 Mitglieder; Zigaretten-Industrie 1 500 Mitglieder; Tabakindustrie 15 000 Mitglieder; Bäckereien 5 800 Mitglieder; Handels- und Büroangestellte 8 850 Mitglieder.



Kattowitz — Welle 416.

Montag. 11.56: Zeitansage und Wetterbericht. 12.10: Schallplattenkonzert. 15.45: Verschiedene Bekanntmachungen und Vorträge. 17: Vortrag von Prof. W. Dziegiel. 17.25: Vortrag. Der schlesische Radio-Amateur. 17.55: Nachmittagskonzert, übertragen von Warschau. 19.10: Unterricht in der polnischen Sprache. 20: Vortrag von Ingenieur Nitsch. 20.30: Abendkonzert: „Musik altitalienischer Komponisten". 22.30: Vortrag: Der Sport in England und in Polen.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Symphoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 17.30: Vorträge. 18.20: Unterhaltungskonzert. 19.20: Vorträge. 20.45: Uebertragung aus Krakau. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 13: Stunde für den Landwirt. 14.50: Wetterbericht. 15.35: Vortrag. 15.50: Schallplattenkonzert. 17: Vortrag. 17.55: Cafeehauskonzert. 19.10: Französische Literatur. 20.30: Abendkonzert, übertragen aus Kattowitz. 22: Vorträge. 22.30: Tanzmusik, übertragen aus dem Hotel Bristol.

Gleiwitz Welle 326.4. — Breslau Welle 321.2.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 27. Januar. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Morgenkonzert. 11: Evangelische Morgenfeier 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Skandinavische Musik. 14: Rätselfunk. 14,10: Abt. Philatelie. 14,30: Gereimtes Ungereimtes. 14,50: Schachfunk. 15,10: Märchenstunde. 15,35: Stunde des Landwirts. 16: Der Arbeitsmann erzählt. 16,25: Unterhaltungskonzert. 17,35: Abt. Welt und Wanderung. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Gedanken zur Zeit. 18,30: „Für und wider die Todesstrafe". 19: Uebertragung aus Gleiwitz: Der Landsknecht. 19,50: Wetterbericht. 19,50: Kurt Walter Goldschmidt, liest aus eigenen Werken. 20,15: Wo sie sich treffen... 22: Die Abendberichte. 22,30—24: Tanzmusik.

Montag, den 28. Januar. 16: Abt. Welt und Wanderung. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18: Abt. Literatur. 18,25: Abt. Pädagogik. 19,25: Hans Bredow-Schule, Abt. Volksbildungswesen. 19,50: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. 20,15: Der Reporter durchstreift die Zeit. 21: Kammermusik. 22: Die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Am Dienstag, den 29. Januar, abends 7.45 Uhr, findet eine Fortsetzung des „Fragekastens" statt. Nachher eine Vorstandssitzung.

Schlesiengrube. Montag, den 28. Januar 1929, abends 7 Uhr, findet beim Herrn Scheliga ein Lichtbildervortrag über „Das proletarische Kind", von Dr. Bloch, statt. Um zahlreiches Erscheinen, meistens der Frauen, bittet der Vorstand.

Versammlungskalender

Referentenkursus!

Der Kursus findet am Sonntag, 27. Januar, nicht statt.

Kattowitz. Holzarbeiter. Sonntag, den 27. Januar, vorm. 10 Uhr, im Zentralhotel, Generalversammlung. Volles und pünktliches Erscheinen Pflicht.

Kattowitz. (Kinderfreunde.) Am Sonntag, den 27. Januar, nachmittags um 5 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels eine Elternversammlung statt, zu welcher alle Genossen, Genossinnen und interessierten Eltern freundlichst eingeladen sind. Auch die Helfer und Führer der Gruppen sollen erscheinen. Referent: Genosse Dr. Bloch.

Ruda. (Bergarbeiter.) Am Sonntag, den 27. Januar, vormittags 10 Uhr, findet in Ruda im Restaurant Pufa (früher Seidel) die fällige Monatsversammlung der Zahlstelle des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Die Kameraden werden gebeten, vollzählig zu erscheinen. Referent: Kamerad Ritzmann aus Kattowitz.

Ruda-Hammer. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 27. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet im bekannten Lokal die Generalversammlung der D. S. A. P. statt. Referent: Sejmabgeordneter Kowoll. Vollzähliges Erscheinen erwünscht.

Nikolai. Freie Sänger. Am Sonntag, den 27. Januar, nachmittag 3 Uhr, findet beim Herrn Jankowski eine wichtige Vorstandssitzung statt.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.